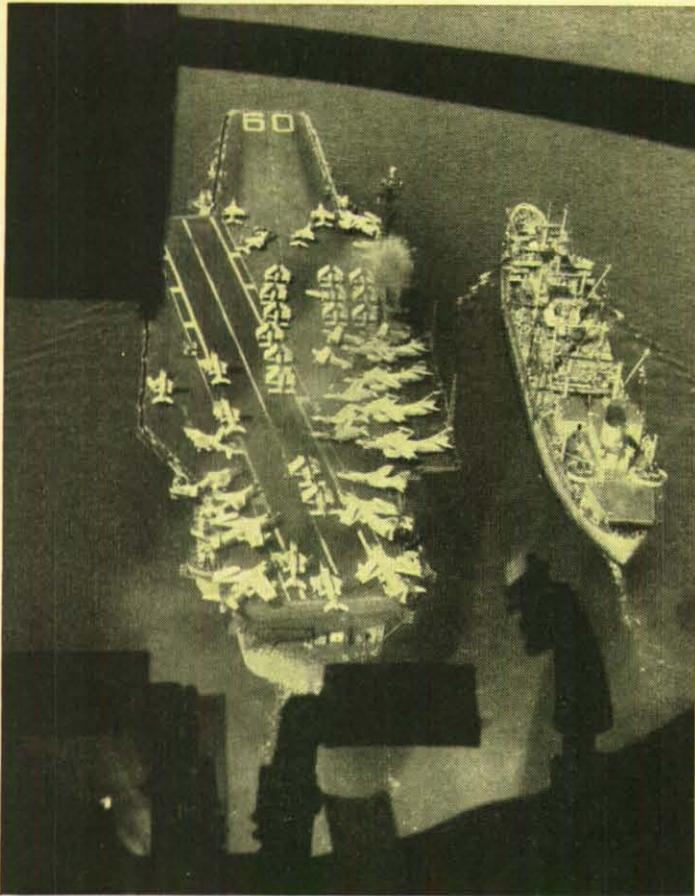


Postverlagsort München Ausgabe U
ZB
ILLUSTRIERTE
Für Menschen im Atomzeitalter

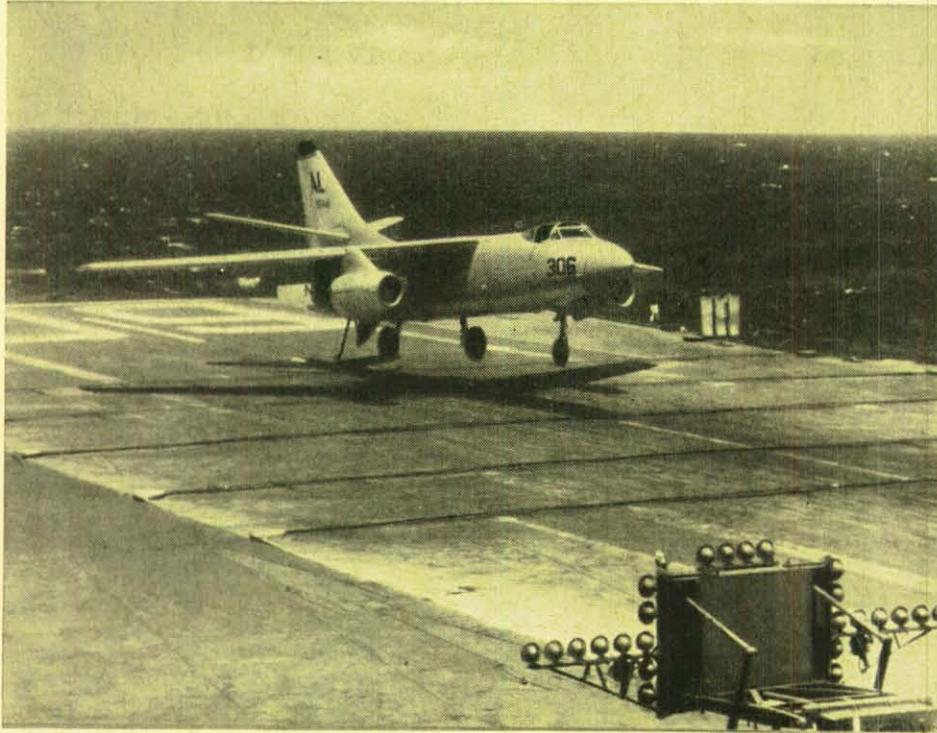
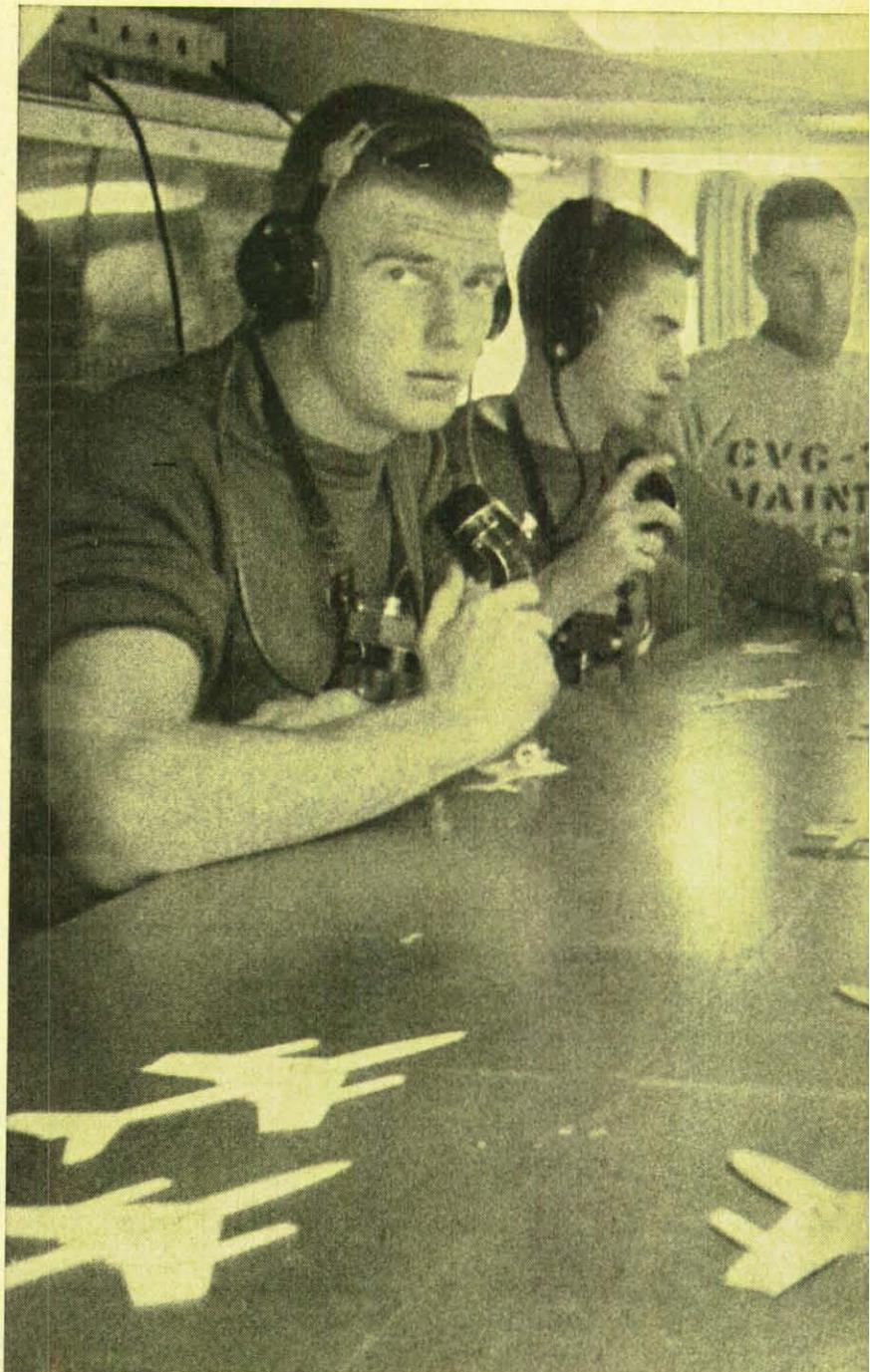
Schwimmende Rollbahnen vor den Krisenherden der Welt





◀ **Das Herzstück der 6. Flotte** ist die 60 000 t große Saratoga, einer der gewaltigsten Flugzeugträger der amerikanischen Marine. Sie ist über 300 m lang und führt 100 Flugzeuge an Bord. Unser Bild zeigt die Saratoga bei der Treibstoffübernahme, die während der Fahrt vonstatten geht. Die 6. Flotte hat in ihrem Operationsgebiet keine festen Stützpunkte, sondern wird von Tankschiffen auf See versorgt.

Uneingeschränkte Autorität genießen die Flugdeck-Offiziere. Sie sind die wichtigsten Leute für den Flugbetrieb und zeichnen für den reibungslosen Ablauf von Start und Landung verantwortlich. Da die akustische Verständigung wegen des ohrenbetäubenden Lärms an Bord sehr schlecht ist, tragen die einzelnen Arbeitsgruppen entsprechend gefärbte Kleidung. Die Erkennungsfarbe der Flugdeck-Offiziere ist Gelb.

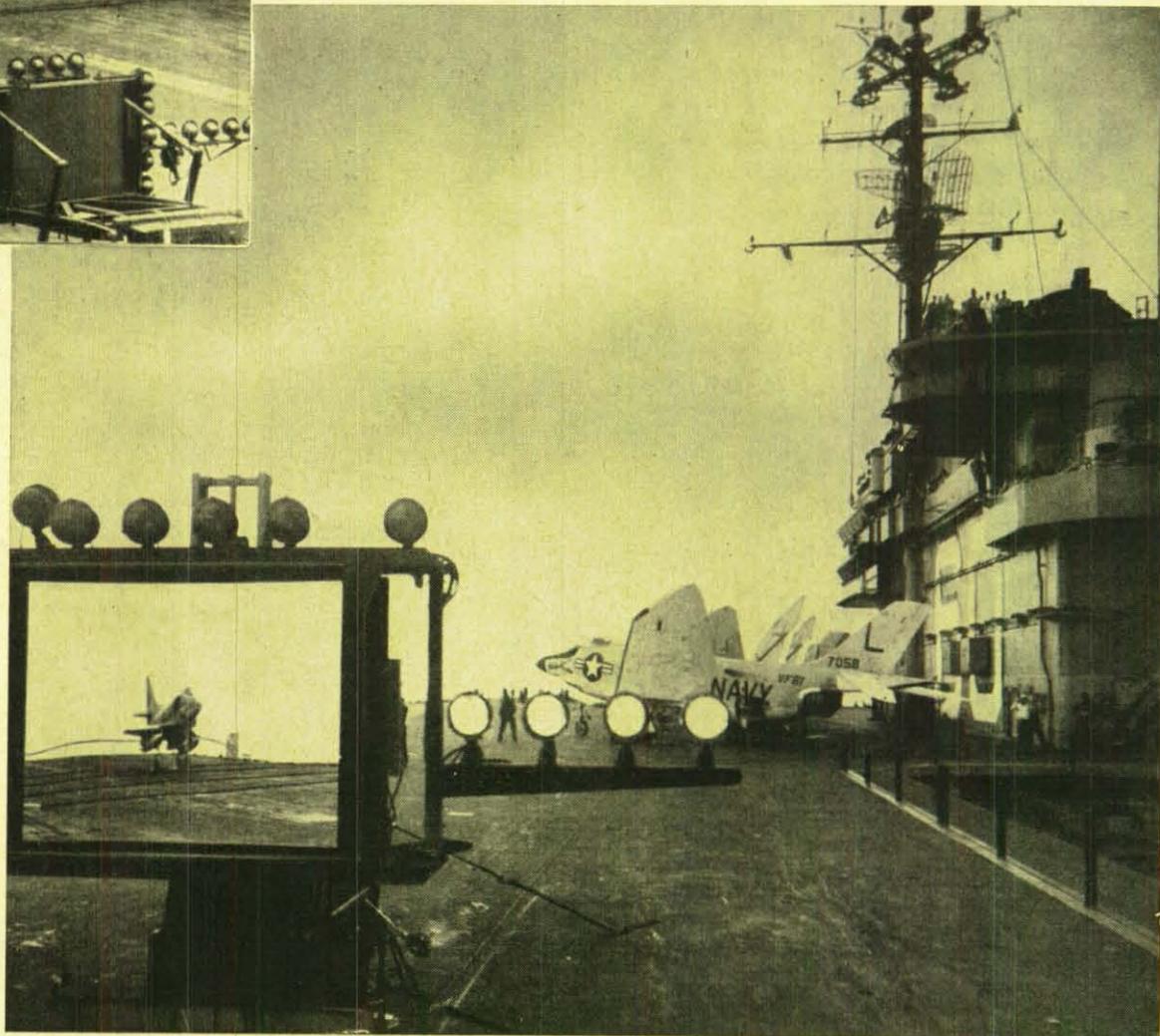


Mit 200 km/h am Stau landet dieser Mittelstreckenbomber vom Typ Douglas B-66 auf den Stahlplanken des Trägers. Für den Piloten ist jede Landung ein Vorgang, bei dem es um Sekunden geht.

▶ **Wichtigstes Hilfsmittel** bei der Landung — ein großer Spiegel, der auf dem Deck des Flugzeugträgers installiert ist. Er zeigt dem Piloten seine Lage in bezug auf das Deck des Schiffes.



Das Flaggschiff der 6. Flotte ist der schwere Kreuzer „Des Moines“. Er begleitet die Einheit zu allen Operationen und ist der schwimmende Kommandostand des Kommandeurs Vizeadmiral Charles R. Brown, ein Offizier, der an beiden Weltkriegen teilgenommen hat.





Schwimmende Rollbahnen

vor den Krisenherden der Welt

Flugzeugträger sind das Rückgrat der 6. und 7. US-Flotte

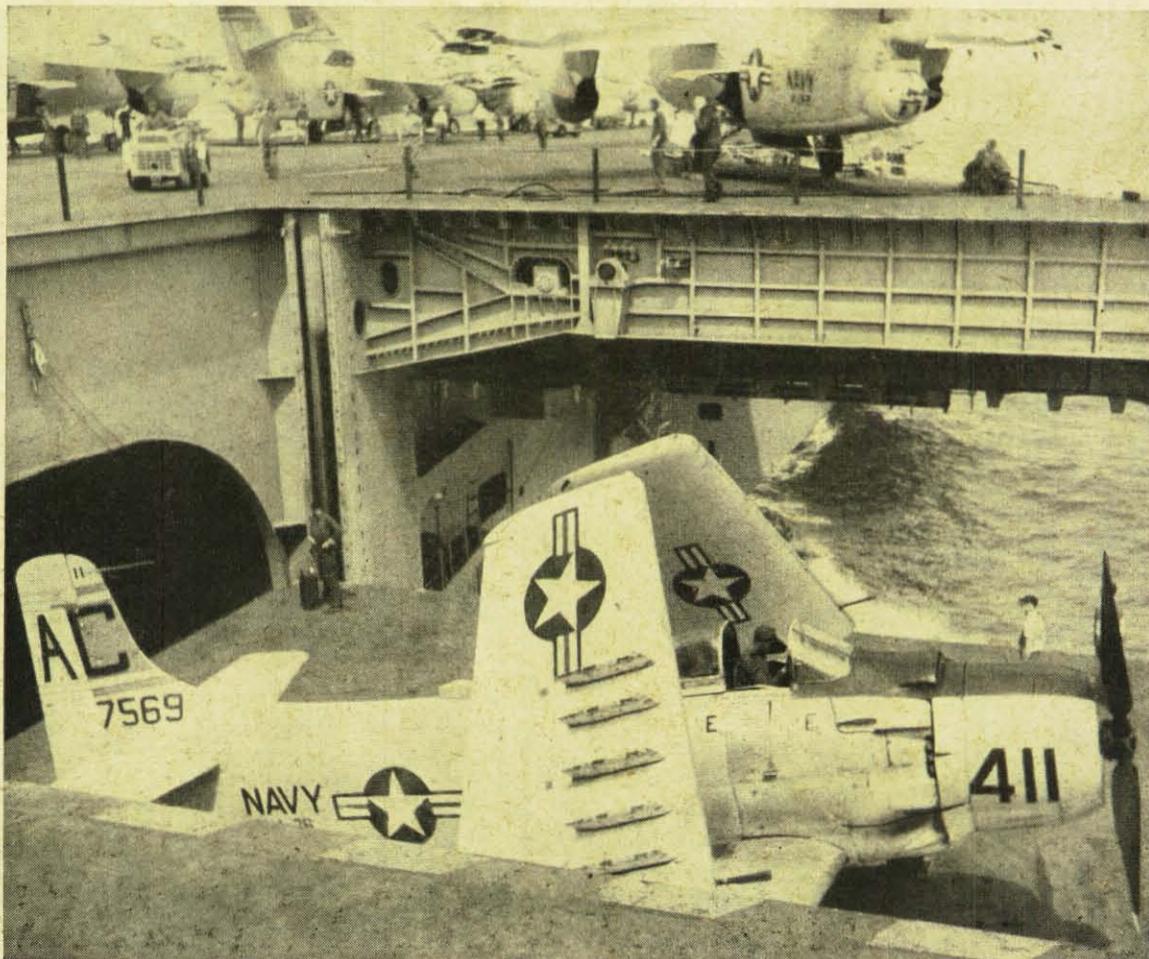


„Fingernägel vorzeigen!“ kommandiert der Messe-Sergeant, bevor er seine Stewards zum Dienst in die Messen entläßt. Alles an Bord der Saratoga ist auf Bequemlichkeit ihrer Besatzung abgestellt. Dazu gehört neben einem abwechslungsreichen Speisezettel entsprechende Entspannung nach dem Dienst, Bordkino und Billard bieten der Besatzung reichhaltige Abwechslung.

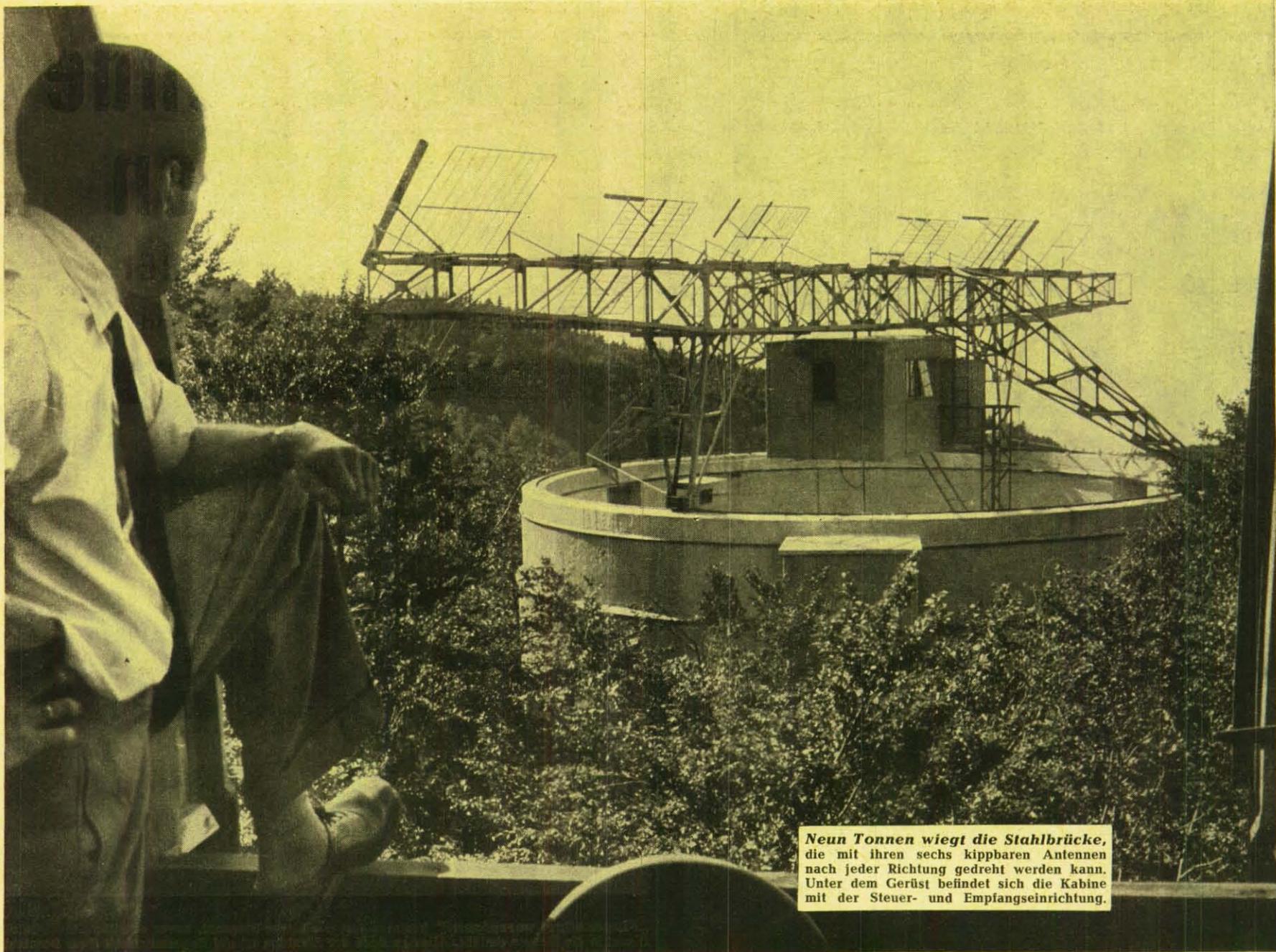
Während der Ereignisse im Libanon und in der Formosa-Straße lieferten die mahnen- den Demonstrationen der 6. und 7. ameri- kanischen Flotte der Weltpresse die Schlag- zeilen. — Überall an den Krisenherden der Welt, sei es im Mittelmeer oder im Atlan- tischen Ozean, tauchen die Stahlgebirge der US-Flugzeugträger und Schlachtschiffe auf und bringen jedem Ruhestörer ein- dringlich zum Bewußtsein, daß die freie Welt über ausreichende Machtmittel ver- fügt, sich ihre Freiheit erhalten zu können.



Stimmen der Heimat haben die beiden Piloten eingefan- gen, um auf der langen Reise mit ihren Angehörigen stets verbunden zu bleiben. Die Kabinen der fliegenden Offiziere sind für zwei Mann eingerichtet und bieten wenig Komfort.



Ein technisches Wunderwerk ist die schwimmende Stahlfestung Saratoga. Drei Aufzüge befördern die Flugzeuge auf das Flugdeck. Ein Knopfdruck bringt die Maschinen nach oben, wo große Zugmaschinen sie zum Start rollen.

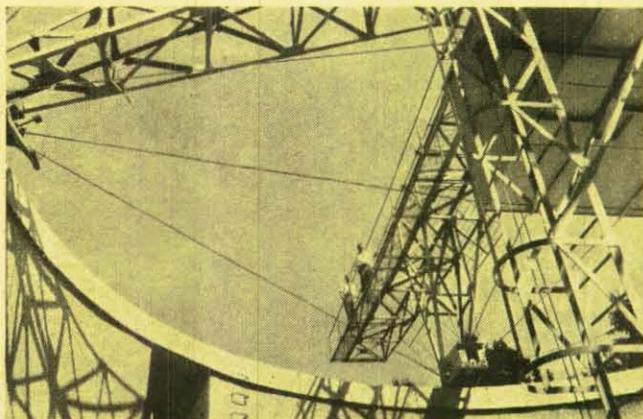


Neun Tonnen wiegt die Stahlbrücke, die mit ihren sechs kippbaren Antennen nach jeder Richtung gedreht werden kann. Unter dem Gerüst befindet sich die Kabine mit der Steuer- und Empfangseinrichtung.

**AUSSICHTSPUNKT
MIT WEITEM BLICK**

Schauinsland schaut

Wolken sind kein Hindernis ▲ Die Sonne sendet auf verschiedenen Wellenlängen ▲ Radiospektograph als Empfänger ▲ Das einzige Gerät dieser Art in Europa ▲ Bericht von Dr. H. H. Rabben vom Fraunhofer-Institut, Freiburg



In luftige Höhen müssen sich die Wissenschaftler begeben, wenn sie ihre Anlage überprüfen wollen. Und das ist häufig der Fall. Zwar läßt sich der neue Radiospektograph automatisch nach jeder Richtung drehen, aber „die Wartung der komplizierten Antennen“, so sagen die Sonnenexperten auf dem Schauinsland, „die ja ständig der Witterung ausgesetzt sind, die nimmt uns niemand ab“.

Als die englischen Radarbeobachter 1942 den Himmel nach feindlichen Flugzeugen absuchten, wurde ihr Empfang manchmal auf geheimnisvolle Weise gestört; jedoch nur dann, wenn die Sonne am Himmel stand. So hatte man bald herausgefunden, daß diese der Störsender war, dessen Radiowellen zeitweise mit verhältnismäßig großer Intensität die Erdoberfläche erreichten.

Diese Entdeckung blieb bis zum Kriegsende geheim; dann aber wurde sie zum Anlaß, einen neuen Zweig der Wissenschaften, die Radioastronomie, ins Leben zu rufen. Radarbeobachter und Astrophysiker machten sich gemeinsam an die Untersuchung aller kosmischen Radiowellen, die die Erde erreichen, nachdem sie ihre Bedeutung für die Astronomie und die Astrophysik erkannt hatten. Es setzte eine stürmische Entwicklung ein, durch die unsere Kenntnisse vom Weltall, und speziell von der Sonne sehr wesentlich erweitert wurden. In vielen Ländern entstanden Radioteleskope mit manchmal riesigen Antennenanlagen. Doch diese Teleskope haben fast nichts von dem an sich, was uns von der Astronomie her geläufig ist. Ein Radioteleskop erzeugt auch kein Bild von der Sonne oder dem Himmel, wie wir



Ein Radioteleskop, das vor dreieinhalb Jahren auf dem Schauinsland in 1250 m Höhe ü. d. M. in Betrieb genommen wurde, zeigt die Intensität der Radiowellen an, die aus den inneren Schichten der Sonnenatmosphäre kommen. Die Wellenlänge beträgt 11,5 cm. Der Parabolspiegel aus Aluminium, mit einem Durchmesser von 3 m, wird zum Empfang der kosmischen Radiowellen ständig auf die Sonne gerichtet.

Ihren Arbeitsplatz, eine kleine unter der Antennen-Anlage aufgehängte Kabine, erreichen die Wissenschaftler, die für das berühmte Sonnenforschungsinstitut auf dem Schauinsland tätig sind, auf etwas ungewöhnliche Weise. Sie müssen wie wahre Luftakrobaten eine frei hängende Stahlleiter hochklettern. Von da oben lohnt sich dann allerdings der „Blick auf die Sonne“ und — auf den Schwarzwald.



in die Sonne

es durch ein optisches Fernrohr sehen würden, sondern es gibt uns nur, Punkt für Punkt, die Radiohelligkeit wieder. Man muß also die Sonne abtasten und sich daraus ein Bild mosaikartig zusammensetzen. Je nachdem auf welche Wellenlänge das Radioteleskop eingestellt ist, kann man die einzelnen Schichten der Sonnenatmosphäre getrennt voneinander erfassen. Bei den Radiowellen von wenigen Zentimetern Länge „sieht“ man in die Atmosphäre hinein, bis ganz in die Nähe der Sonnenoberfläche. Dagegen kommen die Radiowellen mit einer Länge von z. B. etwa 15 Metern aus einer Schicht, die in einhalb bis eine Million Kilometer Höhe über der Sonne liegt. Durch die Dezimeter- und Meterwellen erfährt man von den dazwischen liegenden Schichten. Alle diese Schichten der höheren Sonnenatmosphäre sind für das Auge nur bei Sonnenfinsternissen wahrnehmbar.

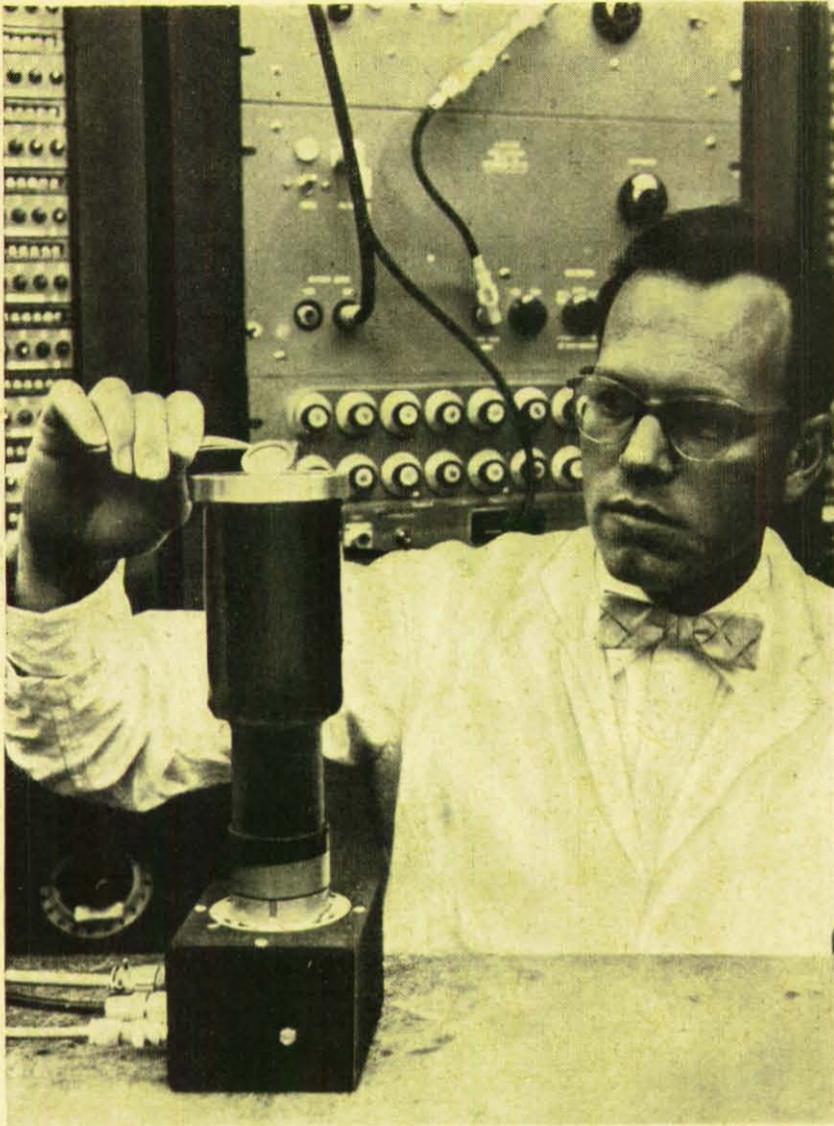
Man kann also durch die Radiowellen für das Auge unsichtbare Vorgänge erfassen und kann sogar auch bei bedecktem Himmel beobachten, denn Wolken sind dabei kein Hindernis.

Es ist deshalb nicht verwunderlich, daß das durch die Radiobeobachtungen gewonnene Bild der Sonnenscheibe wesentlich anders aussieht. Mit „Radioaugen“ betrachtet, leuchtet sie im

Vergleich zur Milchstraße ziemlich schwach. Ihr Umriss, nur annähernd kreisförmig, ändert sich immer wieder; ihr Durchmesser ist aber wesentlich größer als der optisch sichtbare. Wenn sie jedoch mit Flecken bedeckt ist, kann ihre Radiohelligkeit in wenigen Sekunden außerordentlich stark, gelegentlich auf mehr als den tausendfachen Betrag, ansteigen. Diese plötzlichen Ausbrüche von Radiowellen, Bursts genannt, hängen zusammen mit Teilchenströmen, die in der Nähe der Sonnenflecke aus der Sonne herausfliegen und später auf der Erde die Polarlichter erzeugen sowie magnetische Störungen verursachen.

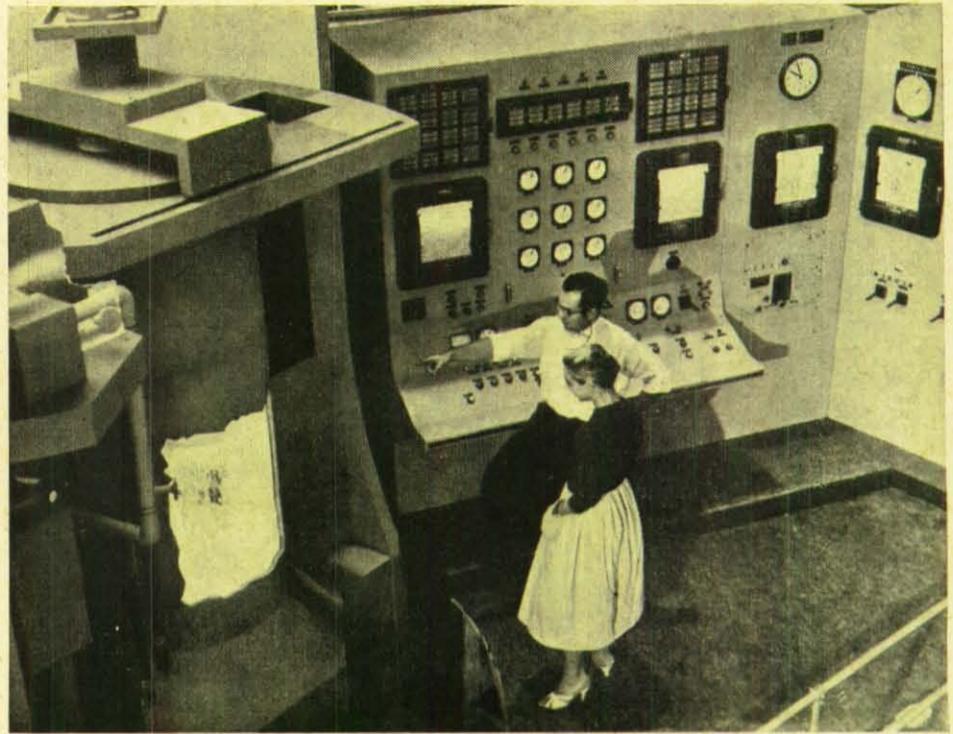
Gemessen wurden solche Ausbrüche, ebenso wie Helligkeit und Durchmesser der Sonnenscheibe, mit verschiedenen Radioteleskopen an verschiedenen Orten der Erde und auf verschiedenen Wellenlängen. Es bereitete jedoch große Mühe, die vielen Einzelmessungen zu einem widerspruchsfreien Bild zusammenzufügen, weil es sehr schwierig ist, die einzelnen Empfangsanlagen genau zu eichen. Die Radiostrahlung ist nämlich normalerweise sehr schwach, so daß zur Messung hochempfindliche und dadurch komplizierte Empfänger erforderlich sind. Dies wirkt sich verständ-

Fortsetzung Seite 29.



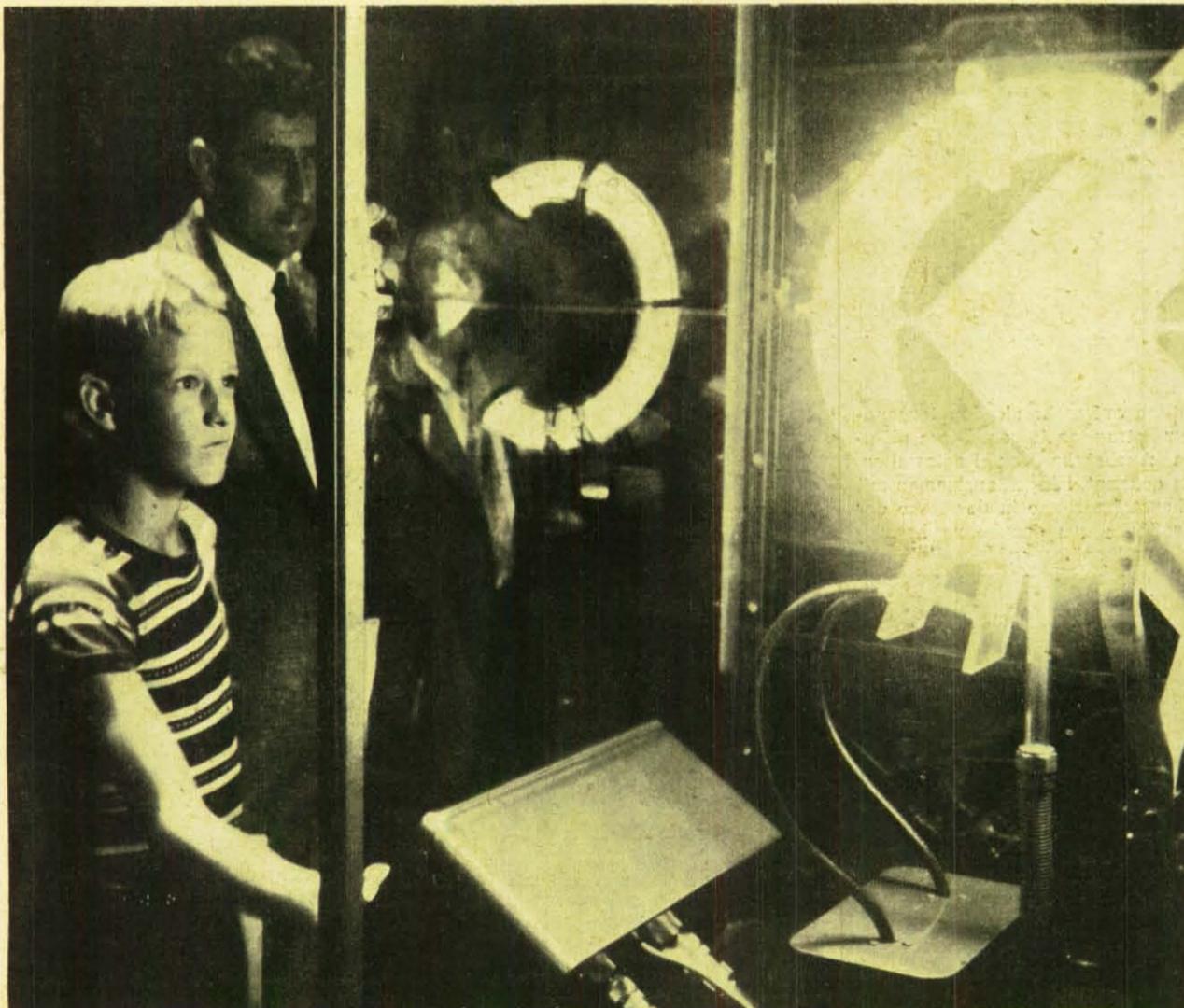
Die Radioaktivität von einem tausendstel Gramm in Wasser gelöstem Chrom-50 kann mit diesem im Plutonium-Werk Richland im Staate Washington entwickelten elektronischen Instrument gemessen werden. Das Gerät wird zur Überprüfung der Wasser des Columbia-Flusses verwendet. Elf verschiedene Radioisotope konnten mit diesem Gerät ermittelt werden.

Unbegrenzte Möglichkeiten werden uns mit der Nutzbarmachung der Energie geboten, die durch die Verschmelzung zweier Atomkerne entsteht. Unser Bild zeigt ein Modell, in dem nach der sogenannten Pinch-Methode ionisiertes Gas oder Plasma auf ein bestimmtes Volumen beschränkt und in der Hauptsache durch ein besonderes Magnetfeld zusammengehalten wird.



5000 kW leistet dieser amerikanische Atomreaktor, der auf dem Umweg über Wasserdampf eine Turbine treibt. Atomkraftwerke dieser Art werden in den USA nicht mehr so dringlich gebaut wie bisher, da man von der gesteuerten Kernfusion größere Möglichkeiten für die Energieerzeugung und einen höheren Wirtschaftlichkeitsfaktor erwartet.

Rund 5000 Atomwissenschaftler und Kerntechniker hatten sich in Genf versammelt, um ihre Erfahrungen und Forschungsergebnisse auf dem Gebiete der friedlichen Nutzung der Atomenergie auszutauschen. In den mehr als 2000 Referaten führender Wissenschaftler kam immer mehr zum Ausdruck, daß mit der wirtschaftlichen Erschließung der Atomenergie ein neuer Industriezweig entstanden ist, dessen Einfluß sich ständig vergrößert. Einiges Aufsehen erregte auch die Ausstellung der Bundesrepublik, die ihren Rückstand zu den anderen Mächten teilweise aufholen konnte und heute schon in der Lage ist, alle für den Reaktorbau und -betrieb notwendigen Geräte zu liefern.



Genf 1958

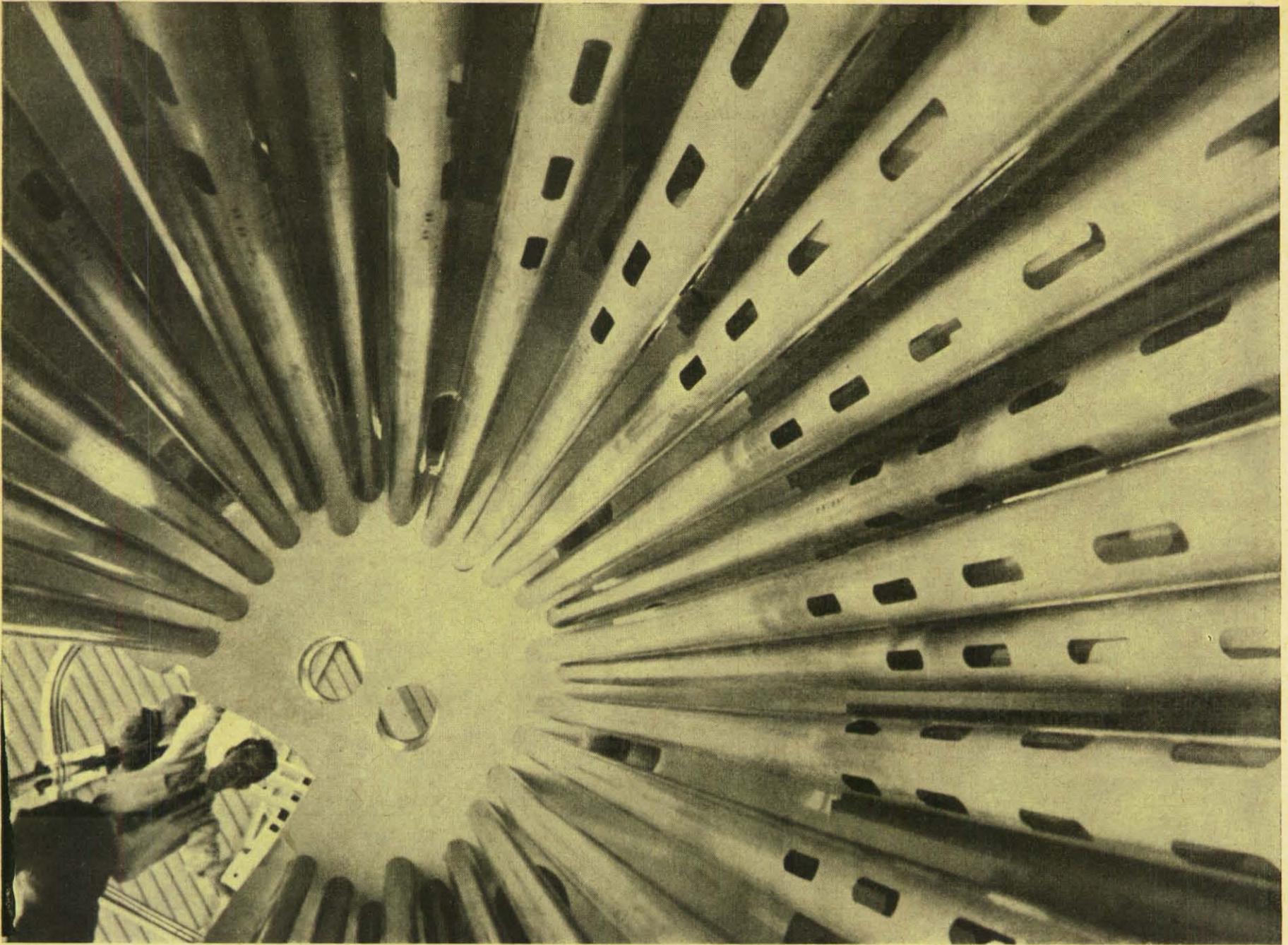
Auf der zweiten Konferenz der Vereinten Nationen „Atome für den Frieden“ in Genf 1958 war die Deutsche Bundesrepublik erstmals an beiden Ausstellungen beteiligt. Es handelte sich dabei einmal um die wissenschaftliche Ausstellung in einem provisorischen Bau nahe des Völkerbundpalastes, die von den Regierungen von 21 Ländern veranstaltet wurde. Den Charakter einer Messe trug die andere Ausstellung, die in der Ausstellungshalle der Stadt Genf stattfand und an der 13 Länder mit 357 Ausstellern teilnahmen.

Deutschland holt auf

In Schaubildern und Photos zeigte die Bundesrepublik auf dieser Ausstellung den Stand der eigenen Forschung auf dem Gebiete der friedlichen Nutzung der Atomenergie. Es wurden Modelle der Forschungsreaktoren in München und Karlsruhe gezeigt, die allgemeine Beachtung fanden. Besonders anerkannt wurde dabei die Tatsache, daß der Forschungsreaktor Karlsruhe vollständig nach deutschen Plänen und von deutschen Technikern gebaut wurde.

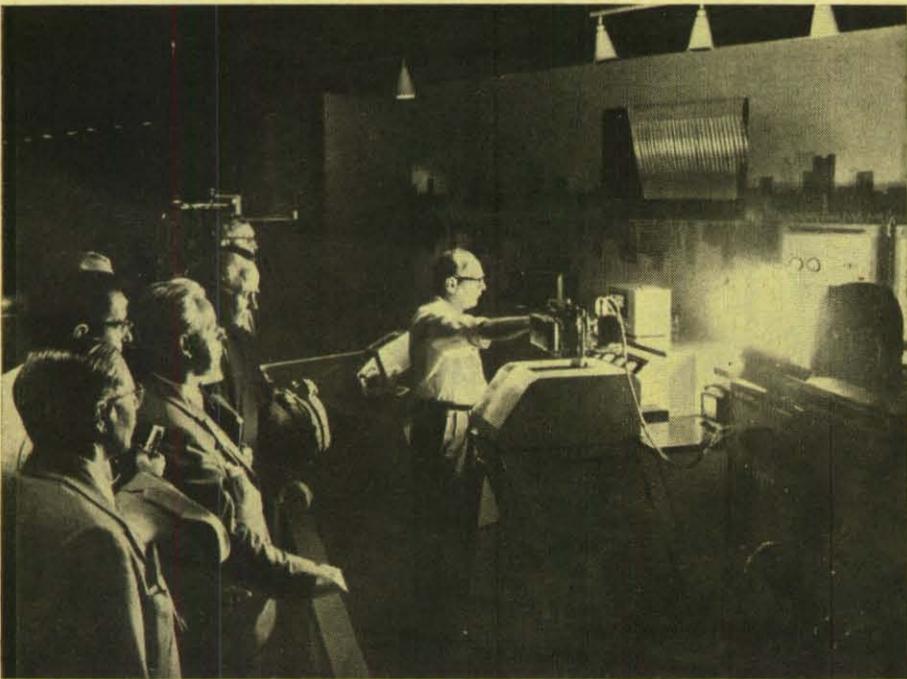
Nicht die USA waren es, die auf der

Fortsetzung Seite 8

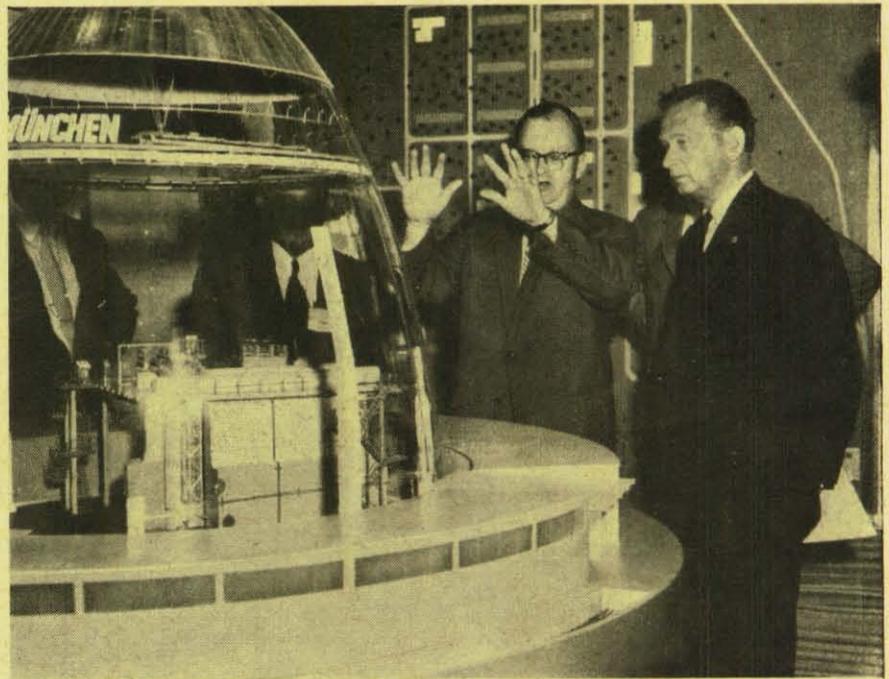


Atome für den Frieden

▲ **Wie die Pfeifen einer „Atomorgel“** sehen die Röhren des Shippingport-Druckwasserreaktors aus. Die langen Gebilde enthalten die Regulierstäbe für die gesteuerte Kettenreaktion. Diese Apparatur ist nur eine kleine Abteilung in dem riesigen Kessel des Druckwasserreaktors, dessen Modell auf der Ausstellung in Genf viel beachtet wurde. Ein solcher Reaktor treibt auch das erste amerikanische Atomkraftwerk, das eine Leistung von 60 MW erzeugt.



Unvorstellbar ist die Temperatur, die nach der sogenannten linearen Pinch-Methode erzielt werden kann. Bei diesem Verfahren wird zwischen den beiden Elektroden einer Röhre eine elektrostatische Entladung über die Dauer von 10 millionstel Sekunden erzeugt. Dabei wird die unglaubliche Hitze von 250 000 Grad Celsius frei. Unser Bild zeigt den amerikanischen Physiker J. P. Ferguson bei der photographischen Aufnahme eines Versuches.



Einen besonderen Akzent verlieh der Ausstellung in Genf die Anwesenheit des Generalsekretärs der Vereinten Nationen, Dag Hammarskjöld. An der Atomkonferenz nahmen 5000 Fachwissenschaftler und Kerntechniker teil, die sich in über 2000 Referaten über den neuesten Stand der Atomtechnik informieren konnten. Unser Bild: Hammarskjöld mit Dr. Pretsch vom deutschen Atom-Ministerium vor einem Modell eines Forschungsreaktors.

Genf 1958 - Atome für den Frieden

Fortsetzung von Seite 6

Industrierausstellung den größten Stand beanspruchten, sondern Großbritannien, Danach folgten Frankreich, Amerika und die Deutsche Bundesrepublik, die mit rund 30 Firmen auf einer Fläche von 800 Quadratmetern vertreten war und damit den vierten Platz der hier ausstellenden Länder einnahm!

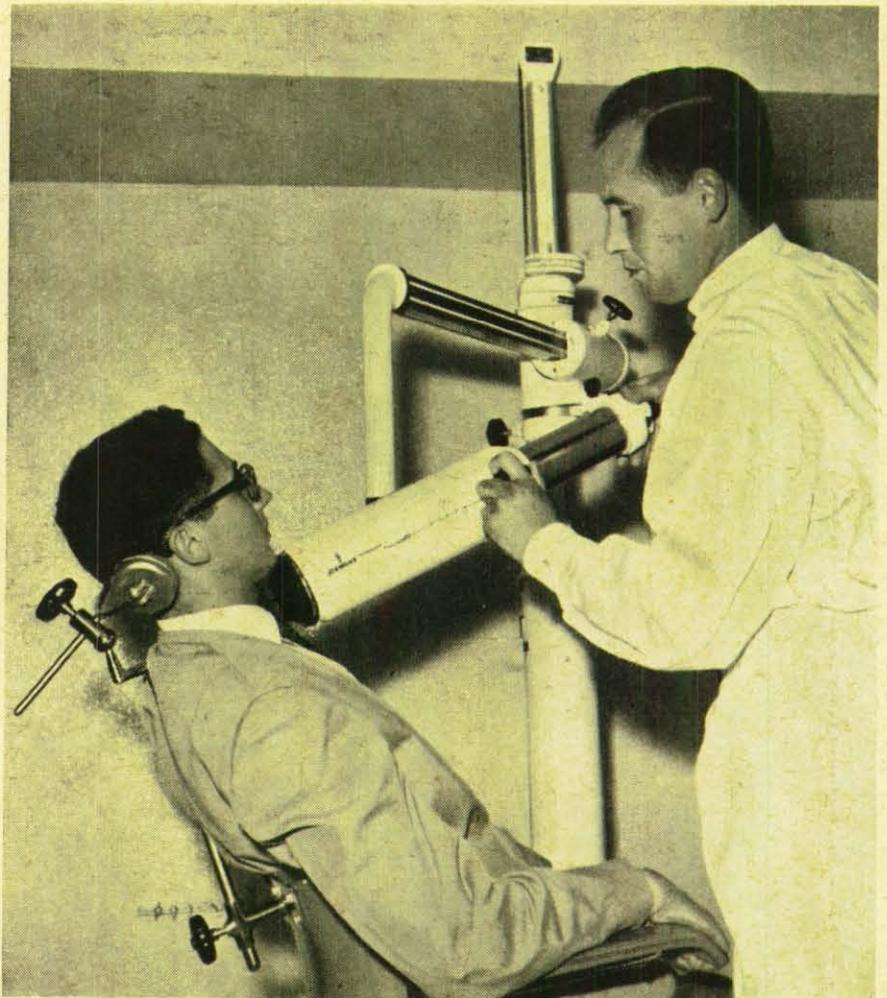
Dadurch wird das Bestreben der deutschen Industrie verdeutlicht, den Rückstand gegenüber den anderen Atommächten aufzuholen und damit auch auf dem Weltmarkt wettbewerbsfähig zu werden. Dazu gehört auch die Ausbildung geeigneten technischen Personals, die von den einzelnen Firmen mit großer Dringlichkeit vorangetrieben wird. Auf der Ausstellung wurde offenbar, daß die Herstellung von Reaktoren im eigenen Land Ziel der deutschen Industrie ist. So zeigte beispielsweise die Firma Siemens-Schuckert AG ein Modell eines 130-Mega-Watt-Kraftwerkes, das mit einem Reaktor betrieben wird. Eine andere unabhängige deutsche Entwicklung ist das von der AEG konstruierte 200-MW-Kraftwerk, das ebenfalls in Modell und Schnitt auf der Ausstellung zu sehen war.

Großes Aufsehen erregte auch ein sogenannter Reaktor-Simulator, der — ähnlich wie ein Flug-Simulator — mit einem Analogrechner ausgerüstet ist und alle Funktionen eines Kernreaktors „simulieren“ kann. Dieses Gerät leistet unschätzbare Dienste bei der Ausbildung des technischen Personals, die dadurch sehr verbilligt wird. Da

es in Deutschland noch keine Einrichtungen gibt, angereichertes Uran zu bereiten, hat sich die Forschungsabteilung der Degussa in Frankfurt mit den Möglichkeiten zur Weiterverarbeitung des Rohmaterials zum Brennelement beschäftigt. Den Rohstoff bezieht die Firma aus Kanada.

Strahlende Atome, Helfer des Arztes

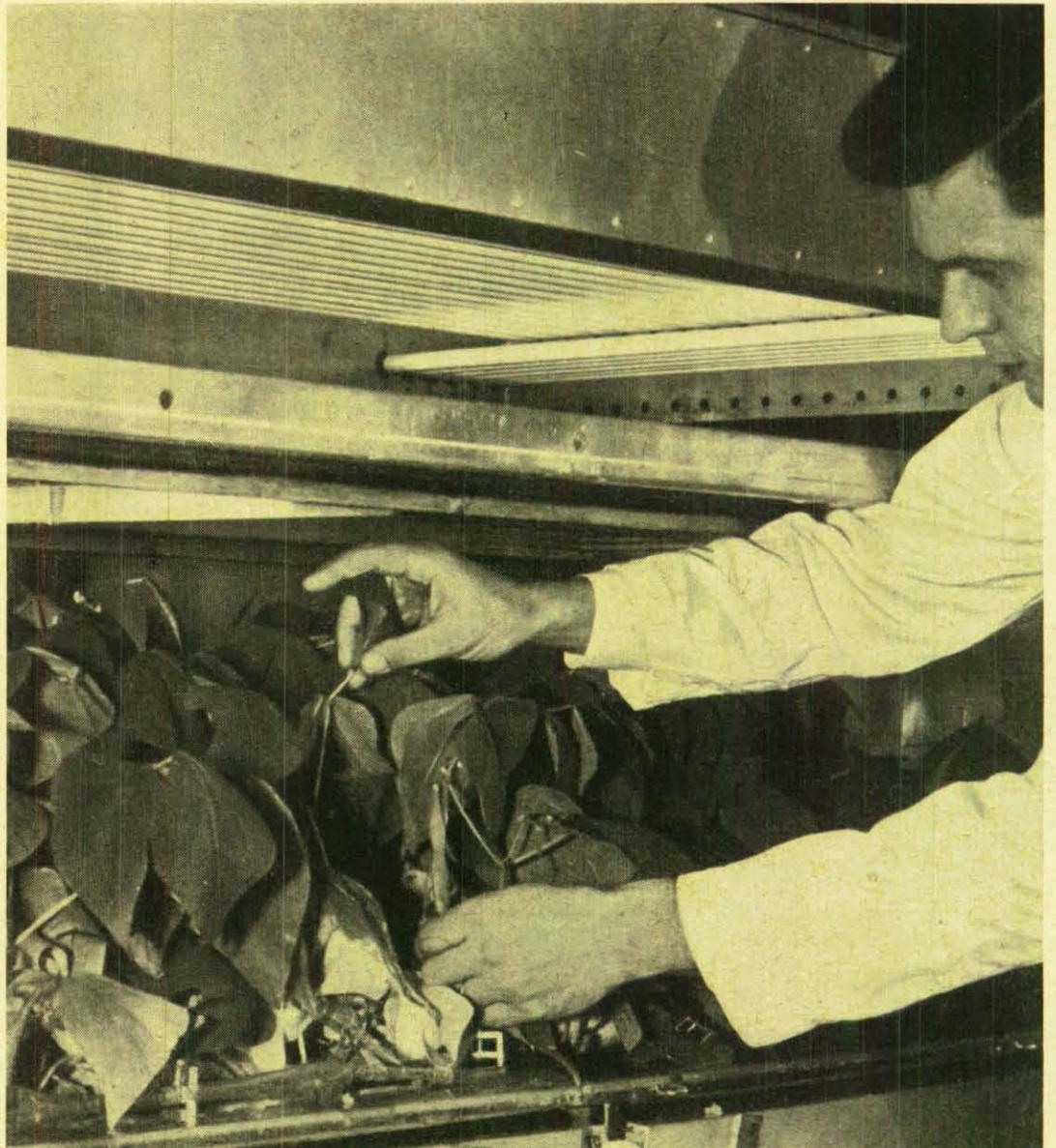
Daß man in der Bundesrepublik nicht nur an der industriellen Ausbeutung gearbeitet hat, wurde dem Besucher der Genfer Ausstellung offenbar, der sich für den neuen Zweig der Medizin, die „Nuklear-Medizin“, interessierte. Viele Firmen haben sich mit der Konstruktion von Geräten befaßt, die auf dem Prinzip der heilenden Wirkung der Strahlen beruht. So zeigte u. a. eine deutsche Firma einen sogenannten medizinischen Nukleographen, der Impulse radioaktiver Atome aufzeichnet. Diesem Gerät mißt man für die klinische Diagnostik große Bedeutung bei. Große Fortschritte wurden auch auf dem Gebiet der Tiefenbestrahlung von Geweben erzielt. Hier werden die komplizierten und umständlichen Röntgenapparate immer mehr durch einfachere Kobalt-Therapie-Geräte verdrängt. Auf diesem Gebiete hat die Bundesrepublik innerhalb von drei Jahren den Vorsprung des Auslandes eingeholt! Ganz besonderes Interesse zeigt die Industrie für den Strahlenschutz. So wurden besondere Strahlenschutzgläser und ein ferngesteuertes Atom-Müllfahrzeug entwickelt, das die Sicherheit während der Arbeit an „kritischen“ Geräten wesentlich erhöht.



Radioaktive Isotope sind die modernen Waffen der Ärzte gegen die verschiedenen Formen der Krebserkrankung. Der Patient trinkt einen „Cocktail“ aus Radio-Jod, das von der Schilddrüse besonders stark angereichert wird. Das Gerät mißt die Anzahl der Impulse pro Minute und läßt damit Rückschlüsse auf die Schilddrüsenfunktionen zu.



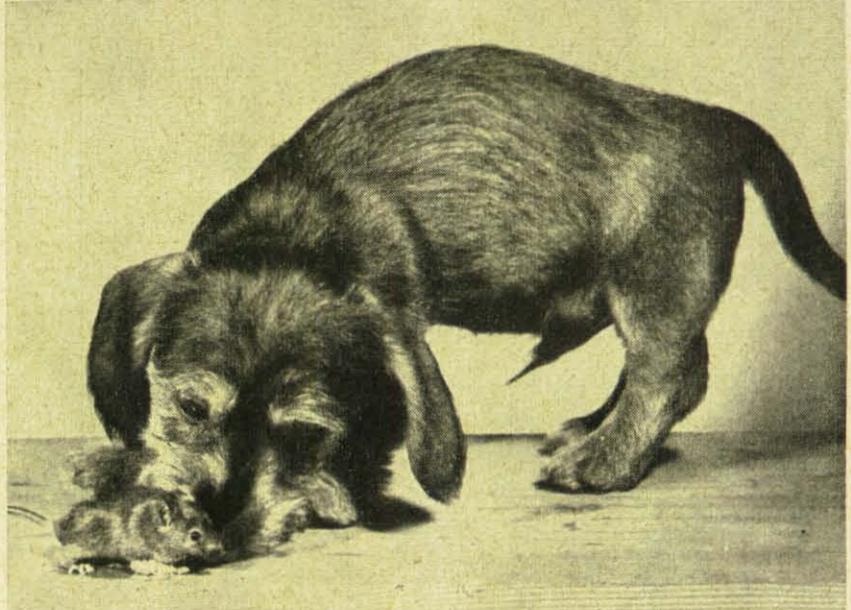
Ständig überprüft wird das riesige Gelände des amerikanischen Atomkraftwerkes Hanford auf radioaktive Verseuchung. Das Werk analysiert jährlich 140 000 Proben auf ihren Gehalt an Spaltprodukten.



Die Wirkung radioaktiver Strahlung auf Bohnen und andere Gemüsepflanzen wird in ausgedehnten Versuchsreihen im Werk Hanford beobachtet. Diese amerikanische „Atomfabrik“ kann bereits auf eine rund 13jährige Praxis zurückblicken und gilt in der Nutzbarmachung strahlender Atome als führend in der Welt.



Küß mich mal!
piepste die kleine Maus



Das Mäuslein Sissi ist ein erfahrenes Fotomodell und erledigt seine Abenteuer im Dienst ohne Furcht und Tadel. Der Dackel Purzel stammt aus guter Familie und besitzt einen Stammbaum — aber noch gar keine Erfahrung im fotogenen Benehmen vor der Kamera. Außerdem haben seine Menschen ihm dieses graue, langschwänzige Nagetier in den Pelz gesetzt und „Piui“ gesagt. Das heißt, er darf es weder abschütteln noch sonstwie schlecht behandeln. Eine scheußliche Lebenslage! Wer läßt sich schon gerne von fremden Leuten auf dem Kopf herumtanzen? Purzel hält still, nur seine Augen fragen: Muß das sein? „Küß mich mal, Herr Kollege!“ piepst das unverschämte Frauenzimmer. Was kann ein junger Mann da machen? Purzel drückt seine Nase an ihre Nase und ist bereit, eine Freundschaft fürs Leben zu schließen.

Koche ich richtig?

Kluge Hausfrauen — Gesunde Kost

Es klingelt bei Normalverbrauchers. „O je“, seufzt Irene, „hoffentlich kein Besuch; denn ich habe doch heute bei der großen Wäsche nur ein ‚schnelles‘ Gericht vorbereiten können!“ Sie ist freudig überrascht, Schwester Gretel steht vor der Tür. Da braucht man keine Umstände zu machen. Sie gibt ihr einen zärtlichen Kuß, so freut sie sich.

Der Mittagstisch ist schnell gedeckt. Gretel, die Hauswirtschaftslehrerin, packt immer gleich zu. Max und die Kinder freuen sich auch über den lieben Gast. Und bald sitzt man beim Mittagmahl. Es gibt Rührei mit Schinken und Bratkartoffeln. Die Kinder haben einen Mordshunger. Es schmeckt großartig.

Nachher beim Geschirrspülen fragt Gretel behutsam: „Was willst du denn in den nächsten Tagen kochen?“ Irene blickt mißtrauisch hoch. Sie, die ehemalige Sekretärin, fühlt sich in Haushaltsfragen der Schwester gegenüber immer etwas unsicher. „Ja“, sagt sie zögernd, „morgen ist Wochenmarkt, da will ich Eierkuchen mit Gemüsefüllung und Salat machen. Und für Mittwoch habe ich Max sein Lieblingsgericht, Gulasch mit Nudeln, versprochen.“

Gretel greift in die Handtasche und gibt Irene ein Büchlein in buntem Umschlag. „Komm, wir wollen mal nachsehen, ob du deine Familie auch richtig ernährst. — Nichts gegen deine Kochkunst. Du kochst mit Liebe, richtest nett an und verstehst dich aufs Abschmecken. Aber wir brauchen, um leistungsfähig zu bleiben, eine vitaminreiche, gut abgestimmte Kost.“ Irene liest den Buchtitel: Dr. Margarethe Haase-Nothnagel, „Harmonische Ernährung für wenig Geld durch gesunde Kost mit der Ernährungsuhr“ (Hanns Georg Müller Verlag, 48 S., Brosch., DM 5,60).

Diese mit Sachkenntnis geschriebene Fibel ist ein ausgezeichnete Ratgeber für alte und junge Hausfrauen. Hier finden wir die Hauptzubereitungsarten der Speisen und wichtige Hinweise für die Zusammenstellung von Speisezetteln. Und dann die Ernährungsuhr! Prüfen wir einmal Irenes Magenfahrplan: „Rührei mit Schinken und Bratkartoffeln“: Wir stellen die Ernährungsuhr auf das Gericht ein und lesen ab: zu viel Fett, zu viel Eiweiß, zu wenig Vitamin C, keine Frischkost. — Da diese Zusammenstellung keine harmonische Mahlzeit ergibt, schlägt die Ernährungsuhr vor, den Schinken durch Kräuter oder Tomaten zu ersetzen und dazu eine kleine Rohkostplatte zu geben. — Bei „Eierkuchen mit Gemüsefüllung und Salat“ lesen wir: geeignet für mittags und abends, vitaminreich, keine Änderung notwendig. — „Gulasch mit Nudeln“: zu viel Eiweiß, starker Säureüberschuß, keine Vitamine, keine Frischkost. Änderungsvorschlag: statt Nudeln Pellkartoffeln, als Beigabe Salat oder Rohkost.

Finden Sie, liebe Leserin, nicht auch, daß dieses praktische und preiswerte Hilfsmittel auch in Ihre Küche gehört? Ein kleiner Dreh, ein kurzer Blick, und Sie werden Ihre Lieben richtig ernähren. Die einfache Handhabung und die optische Wirkung lassen auch Mann und Kinder gern zu diesem lehrreichen „Spielzeug“ greifen.

Erläuterung: Rote Schrift oder rote Felder bedeuten, daß das Gericht nicht harmonisch zusammengestellt ist. Grün bedeutet in Ordnung, + bedeutet zu viel, — bedeutet zu wenig.

<p>Was will die Ernährungs-Uhr?</p> <p>Fehler in der heute üblichen Ernährung zeigen. Vorschläge machen, wie man diese Fehler leicht ausgleichen kann.</p> <p>An schlechten Beispielen die Verbesserungsmöglichkeiten zeigen.</p> <p>Gute Beispiele für die verschiedenen Mahlzeiten geben.</p>	<p>Gericht</p> <p>Rührei mit Schinken, Bratkartoffeln</p> <p>geeignet für mittags, abends</p> <p>Hierbei zu viel +</p> <p>Fett + Eiweiß + Frischkost —</p> <p>oder zu wenig —</p>	<p>Welchen Nutzen bietet die Anwendung der Ernährungs-Uhr?</p> <p>Gesunde, harmonische Kost für Dich und alle die, für deren Ernährung Du verantwortlich bist.</p> <p>Erhöhung von Gesundheit und Leistungsfähigkeit.</p> <p>Erhaltung der schlanken Linie.</p> <p>Harmonische Ernährung für wenig Geld.</p>
<p>Eiweiß ●</p> <p>Fett ●</p>	<p>Kohlenhydrate ●</p>	<p>Salze ●</p>
<p>Hauptgrundsätze in der Ernährung</p> <p>Genieße gemischte Kost, bei der pflanzliche Produkte überwiegen.</p> <p>Bilde aus jeder Tagesverpflegung eine harmonische Einheit.</p> <p>Bevorzuge Vollkornzeugnisse.</p> <p>Bevorzuge natürliche, unbehandelte Lebensmittel.</p>	<p>C knapp</p> <p>Vitamine</p> <p>Infolgedessen zu ändern oder zu ergänzen durch</p> <p>Statt Schinken, Kräuter oder Tomaten, Salat oder Rohkost dazu</p>	<p>Hauptgrundsätze in der Zubereitung</p> <p>Koche so kurz wie möglich, längeres Erhitzen mindert den Wert der Speisen.</p> <p>Was Du nicht unbedingt kochen mußt, genieße wenigstens zu einem Teil roh.</p> <p>Entferne nichts mutwillig aus den Lebensmitteln, wie Salze und einen Teil der Vitamine beim Abbrühen der Gemüse.</p>



Mit dem italienischen Frachter „Valentina Bibolini“ durchkreuzt Marcella d'Arle von Genua über Südamerika nach Indien die Meere der Welt. Sie ist die einzige Frau an Bord. So lernt sie den heutigen Matrosen, sein Leben auf der unendlichen See und in den Hafentädten kennen. Warum nur, fragt sie sich, scheuen Frauen davor zurück, Matrose zu werden? — Während der Frachter im südindischen Hafen Cochin vor Anker liegt, entdeckt Marcella d'Arle auf ihren Streifzügen durch die Stadt ein italienisches Nonnenkloster. Vor der Oberin ringt sie sich ein Geständnis ab. Ein uneheliches Kind? Nein — Läuse. Viele!

7. Fortsetzung

Der Matrose von heute lebt viel von Träumen und viel von Erinnerungen. Alles wird ihm zur schönen unvergeßlichen Erinnerung: die kleine Barmademoiselle mit der Kinderstimme, die ihm dreimal — denn alle drei Abende verbrachte er ihrethalben in der Bar —, die ihm dreimal, oh, so süß! „Thank you“ gesagt hat, als er ihr Trinkgeld gab. Und die junge Lehrerin, die ihm die Straße gezeigt, als er sich vom Hafen verirrt hatte, und...

Er gehört einer gährenden, einer sich neu formenden Welt an, der heutige Matrose, und hat eben die Fehler der Halbwüchsigen, der Unreifen: Er ist ruhelos, er ist schüchtern, er träumt mehr, als er erlebt, und... er weiß nicht, wohin er gehört; er hat sich seine Stelle auf der Welt noch nicht richtig erobert. Es sind Wachstumschmerzen, die ihn plagen. Er muß sie aber ertragen, damit die neue, gesunde, glückliche Welt des Meeres entstehe, die Welt von morgen, in der die Reise Durban—Cochin nicht hundert Tage wie gestern, nicht zwanzig wie heute dauern wird, sondern nur drei, nur fünf Tage. In der diese Kreuzfahrt der „Valentina Bibolini“, Genua—Norfolk—Rio de Janeiro—Buenos Aires—Bahia—Durban—Cochin—Bombay—Port Said—Ancona, nicht mehr fünf Monate wie heute, sondern acht, zehn Wochen dauern wird.

In dieser Welt von morgen wird der Matrose alle acht bis zehn Wochen seine Frau und sein Heim wiedersehen, festen, sicheren Heimatboden unter den Füßen haben, und er wird wissen, wohin er gehört. Darum hat heute jeder Matrose die Augen eines Jünglings, eines werdenden.

In den Häfen lockere ich ein wenig die Ringmauer aus Einsamkeit und Schweigen, die ich während der Fahrt um mich errichtete, und jeden Abend sitze ich an Deck und erzähle, was ich am Tage gesehen habe. Das interes-

siert sie, obwohl sie mir oft sagen: „Aber bleiben Sie an Bord. Es muß doch eine Plage sein, so viel herumzulaufen, noch dazu in einer kleinen, farblosen Stadt.“

Ja, Cochin ist eine kleine, farblose Stadt, was die Gebäude betrifft; aber die Menge, die ihre Straßen füllt, ist jeden Augenblick anders, wie die Wellen des Meeres.

Ich verlasse das Schiff jeden Morgen und kehre spät abends zurück. Ein paar Kinder kommen immer mit mir, helfen mir beim Einkaufen des Obstes. Sie sprechen malaiisch, ich englisch; aber wir verstehen uns ganz gut, ich habe ja selbst zwei kleine Kinder zu Hause!

„School for European Girls“ — Wirklich, ich habe nicht schlecht gelesen, so steht es in großen schwarzen Lettern geschrieben, die sich über das zweistöckige Gebäude breit machen. Eine Schule für europäische Mädchen, und ich, seit einer Woche in Cochin, habe nicht einen einzigen Europäer und nur eine einzige Europäerin zu Gesicht bekommen.

Ich entlasse meine treue Kinder-schar, die mich am nächsten Morgen neben der Ferry Boat Station erwartet, und trete in das Haus ein. Eine grüne, friedliche Welt, die leise nach Lilien, nach Rosen, nach Weihrauch duftet, empfängt mich. In Rom, wo ich lange Zeit in einem Kloster wohnte, empfing mich derselbe Geruch, wenn ich heimkam. Eine junge Nonne, weiß und schwarz wie eine Schwalbe, kommt auf mich zu.

Ich versuche meine Anwesenheit zu erklären. Sie blickt mich einen Augenblick unsicher an, dann spricht sie im schönsten „Romanesco“, im schönsten römischen Dialekt dieser Welt.

Zwei Minuten später bin ich von einer dichten Schar weißschwarzer Schwalben umflattert. „Es ist wirklich wahr? Eine Italienerin? Eine Römerin, noch dazu! Wieso? Warum? Woher? Wohin?“

Es sind zwölf Nonnen im Kloster,

Mit Wagemut und aufgeschlossenem Herzen durch die weite Welt Abenteuer und Schicksale am Rande der Zeit — Von Marcella d'Arle

eine davon ist eine Engländerin, die anderen Italienerinnen. Einige haben vor zehn, andere vor zwanzig und dreißig Jahren die Heimat verlassen, und selten kommen italienische Schiffe hier vorbei, die Nachrichten bringen könnten.

„Rom ist wirklich ganz unberührt geblieben?“ „Sind in Florenz die Kriegsschäden wirklich so groß?“ „Ist die Via del Naviglio in Mailand getroffen worden?“

Dann bin ich allein mit der Oberin. Mein Gott, wie schön das ist: eine Frau meiner Heimat, gütig, klug, mütterlich, nach der langen, langen Einsamkeit. Erst in diesem Augenblick weiß ich, wie allein ich an Bord der „Valentina Bibolini“ bin.

Wie viele Worte hatte ich auf den Lippen, die ich nicht aussprechen konnte. Und wie oft hatte ich Lust zum Lachen und durfte nicht, und zum Weinen, und auch das durfte ich nicht. Ich bin ein Eindringling, ein Fremdkörper an Bord; ich gehöre nicht dorthin; es ist eine Welt der Männer, wo ich nur störend wirke.

Nie hat sich die Frau die Welt des Meeres erobert, obwohl die körperliche Leistung eines Deckmatrosen bestimmt leichter ist als die einer Straßenbahnschaffnerin. Man gibt dem Matrosen Arbeit, damit ihm die Zeit leichter vergeht und weil die Untätigkeit, besonders auf dem Meer, sehr ungesund ist. Stundenlang soll er mit einem Hammer die Rostflecken vom Deck entfernen, die sich ja immer und immer wieder neu bilden. Eine recht unfruchtbare, aber nervenberuhigende und Kräfte aufbrauchende Arbeit. Die eigentliche, die lebensnotwendige Arbeit des Deckmatrosen — nicht die schwere körperliche Leistung der Maschinisten — könnte jede gesunde Frau bewältigen; es werden nur acht Stunden pro Tag verlangt, das Essen ist reichlich und gut, und die Bezahlung relativ hoch.

Die Frau aber, die in diesem Jahrhundert sich die Arbeit und die Welt der Männer auf so vielen Gebieten erkämpft hat, die Frau, die Soldat wurde und Minister und Rechtsanwalt und Universitätsprofessor, ist nie Matrose geworden.

Ich bin oft durch die Weltmeere gefahren; aber nur in diesen fünfzig Tagen, die ich an Bord der „Valentina Bibolini“ war, fühlte ich dunkel, nebelhaft die dämonische Kraft, die aus den Wellen emporsteigt. Keine Pflanze lebt, und wenn sie noch so gepflegt und begossen wird, an Bord eines Schiffes. Hunde darf man auf lange Fahrt nicht mitnehmen, sie werden sehr leicht tollwütig. Katzen, auch wenn sie an Bord geboren sind, muß man in jedem Hafen einsperren, sonst flüchten sie sich auf das unbekannte Land.

Und warum wollen die Frauen das Meer nicht erobern, die kühnen, die tüchtigen, die als Stewardessen auf jedem Flugzeug zu treffen sind?

„Die zweite Generation der Katzen, die an Bord geboren wurden, ist schon steril“, sagen die Matrosen.

Vielleicht liegt hier die Erklärung. „Eine Frau, die ich liebe, lasse ich nicht allein auf lange Seefahrt“, sagt Pitigrilli, „das Meer verhundertfacht alle Kräfte, die lichten und die dunklen.“

„Das Meer... es ist schrecklich, was es aus mir gemacht hat...“, sagte in Durban die blinde Passagierin.

Ja, ich glaube, hier liegt die Erklärung. Das Meer duldet nicht fremdes Leben in seinem Reiche, es zerstört es. Der Mann ist stärker, kann lange dagegen kämpfen und hört vielleicht nicht mehr auf die leise, warnende Stimme, die ihm sagt: „Du wirst nicht daran zugrunde gehen, aber deine Kinder oder die Kinder deiner Kinder sind schon gezeichnet; sie sind zur Un-

fruchtbarkeit verdammt, wenn sie, wie du, die Erde verlassen.“

Kein Matrose will, daß seine Kinder aufs Meer gehen; für die nächste Generation fühlt er schon die Gefahr, von der er für sich selbst nichts wissen will. Die Frau aber, die Hüterin des Lebens, weiß dunkel, daß das Meer ihre tiefsten, ihre heiligsten Kräfte gefährdet, und fürchtet sich vor seinen blauen Wellen.

Das Große Salz, so nannten die Griechen das Meer. Salz aber warf man damals auf die Felder im Feindesland, um sie für immer unfruchtbar zu machen.

Die Oberin lächelt ein wenig nachsichtig und mitleidig: „Ich fürchte, Sie leiden auch an der Krankheit dieses Jahrhunderts: Sie denken zuviel. Unsere Kinder sticken, malen flechten Körbe, lernen Garten- und Hausarbeit. Wir erziehen fünfzig Waisenkinder in unserem Internat und unterrichten hunderte andere, gleich welcher Kaste und welchem Glauben sie angehören. Und jetzt, wenn es Ihnen recht ist, gehen wir über den Hof. Übermorgen kommt Besuch aus Bombay, wir möchten die Jalousien und den Holzsaun frisch streichen. Durch die Hitze trocknet dann alles rasch auf.“

Ganz sachlich streift sie die Ärmel bis zum Ellbogen hoch, zieht eine lange, mit Farben bespritzte Schürze an und stürzt sich in die Arbeit. Sie ist eine feste, breite, energische Frau mit klugem, regelmäßigem Gesicht und herrlich weißen Zähnen.

Schürze, Pinsel und Farbtopf bekomme ich auf meine Bitte, und ich widme mich einer grau gewordenen Jalousie. Die andere, aus demselben Fenster, wird von der Oberin bearbeitet; wir sind beide sehr eifrig, keine will der anderen nachstehen.

Immer wieder muß ich mir den Schweiß von der Stirne wischen. Die Oberin dagegen, trotz ihrer langen Wollkleider, bleibt frisch wie eine Rose. Ich habe oft beobachtet, daß alles, was im Winter vor Kälte schützt, auch im Sommer vor Wärme schützt, ausgenommen Pelze. In der Wüste Syriens oder Palästinas bin ich in meinem leichten Leinenkleid fast an Hitzschlag gestorben, während die Beduinen über der leinernen Galabia den langen, breiten Scharschaf aus Wolle trugen und sich dabei ganz wohl und geborgen fühlten.

„Jetzt ist Cochin buchstäblich ein Paradies. Im April fängt dann die richtige Hitze an, im Juni kommt der Monsun und dauert drei Monate. Drei Monate Sturm auf dem Meere und Regen auf dem Lande. Die Erde dampft in den trockenen Stunden wie ein Kessel am großen Waschtage. Es ist die Zeit der großen Epidemien... Komisch, daß die Cholera dieses Jahr sich schon jetzt meldet; sie wäre noch gar nicht fällig!“

„Und was ist mit den anderen Krankheiten?“ Wir haben gemeinsam das Fenster wunderschön grün gestrichen, jetzt wandern wir zum nächsten.

„Über Mangel an Krankheiten können wir uns in Cochin nicht beklagen; es ist ziemlich alle vorhanden, was man zum Sterben braucht. Leider hat auch eine unserer Schwestern die Elephantiasis bekommen; aber sie verrichtet die Arbeit weiter, es stört sie nicht sehr. Wenn wir mit den Fenstern fertig sind, zeige ich Ihnen unsere Schule und unsere Kathedrale, wo, angeblich, Vasco da Gama begraben wurde, bevor man ihn nach Lisboa überführte.“

Die große Kirche in Lissabon, in der ich so viele Stunden verbrachte, erhebt wieder vor mir; gotische und arabische Linien verwachsen ineinander in höchster Einfachheit und ohne Ornamente; jeder Stein strebt nach der Höhe, und der ganze Bau ist hell,

leicht und doch machtvoll, wie das Gebet eines Kindes.

„Kommen Sie mit“, sagt endlich die Oberin. Wir besuchen die Schule und das Internat, überall herrscht blitzende Sauberkeit. Und alle Nonnen, die uns begegnen, haben friedliche, lächelnde Augen und singen leise vor sich hin bei ihrer Arbeit.

Jeden Samstag, also auch heute, versammeln sich die Bettler der Stadt vor dem Kloster, um ein Almosen zu erhalten. Eine Suppe als Mittagessen wird jeden Tag verabreicht. Bettler aus Indien, von unheilbaren Krankheiten zerfressen, mit Augen, aus denen der Hunger von Generationen schreit. Sie hocken auf dem steinernen Boden, mitten im blumigen Hof, und warten ruhig, irgendwie noch stolz, aufrecht. Es ist, als ob Armut, Hunger, Demütigung von ihnen abglitte, ohne sie zu berühren. So wird eine Lotoblume im Regen nicht naß, denn das Wasser gleitet von ihr ab wie vom Kristall.

Eine junge Nonne — so schlank und zart in ihrer weißschwarzen Tracht, daß ich mehr denn je an eine Schwalbe denken muß — trägt eine Handvoll Münzen in ihrer Schürze und gibt und gibt, und es sieht aus, als schöpfe sie aus einer Quelle, die nicht versiegen kann.

„Wenn wir heute den Zaun nicht anfangen, werden wir bis übermorgen nicht fertig.“

Wieder draußen in der grellen Sonne, auf dem breiten steingepflasterten Hofe erhalten wir Schürze, Pinsel und Farbtopf und machen uns mit frischem Mut an die Arbeit. Manchmal hält die Oberin inne und blickt mich mit ihren kleinen, klugen braunen Augen an. Endlich fragt sie: „Na, was

gibt es denn? Ich glaube, es drückt Sie etwas...“

„Ja, ich möchte Ihnen ein Geständnis machen; vielleicht könnten Sie mir irgendwie helfen.“

„Hm... das klingt ja fast nach unehelichem Kind...“

Meine Hände spielen zerstreut mit dem Pinsel, meine Gedanken sind weit entfernt. Bis gestern früh dachte ich noch, es hänge irgendwie mit dem Meer, mit dem ständigen Klimawechsel zusammen. Ich schlief schlecht, ich hatte ein so seltsames Gefühl auf dem Kopf; an die Wahrheit hatte ich nicht einen Augenblick lang gedacht... bis vorgestern, als ich merken mußte...

„Ach, es ist nicht ein... ich fürchte, es sind hunderte...“

„Waaas! Hundert uneheliche Kinder?“

Ich hole tief Atem, ich muß Mut fassen, dann sage ich tapfer: „Ich habe Läuse.“

„Was haben Sie...?“

„Läuse. Viele.“

Sie wirft sich wieder auf die Arbeit. „Ich glaube“, versuche ich mich zu rechtfertigen, es hängt damit zusammen, daß ich mit allen Kindern der Stadt Freundschaft geschlossen habe. Sie warten auf mich, wenn ich vom Ferry Boat aussteige; dann begleiten sie mich überall hin. Sie kennen sich so gut aus. Aber nirgends haben wir einen Staubkamm kaufen können. Erstens weiß ich nicht, wie man ihn auf englisch nennt...“

„Zweitens gibt es keinen einzigen Staubkamm in ganz Indien“, beendet sie mürrisch den Satz. „Das heißt, zufällig besitze ich einen... irgendwo muß er zu finden sein...“

„Das beste gegen Läuse ist aber eine gute Petroleumpackung, zwei-, dreimal

wiederholen, und der ganze Spuk ist verschwunden.“

„Ich habe auch schon daran gedacht, aber dann wissen alle an Bord, daß ich Läuse habe... ich schäme mich. Und das Petroleum, das wir an Bord haben, stinkt auch besonders schlecht.“

„Und gerade Sie benutzen ein besonders gutes Parfüm... wirklich, es riecht in Ihrer Nähe wie in einem Garten mit tausend Blumen.“

Ich habe das Zeug in Kairo gekauft, bei Achmed Soliman. Er gilt als der größte Parfümeur des Orients. Ich sah in seinem Salon sogar ein Bild mit eigenhändiger Widmung des Herzogs von Windsor.

Sie krätzt sich mit dem sauberen Pinselende den Kopf über der Haube. Ich erschreke, hoffentlich ist es nicht schon meine Schuld; erstens täte es mir leid, dann hätte ich um den Staubkamm Angst. Aber sie denkt nur angestrengt nach: „Sie sind also die einzige Frau an Bord der ‚Valentina Bibolini‘... und so schöne blumige Kleider ziehen Sie auch an... und parfümiert sind Sie, daß man an alle Wohlgerüche des Orients denken muß. Ich nehme an, daß die armen Männer nicht besonders gut schlafen. Vielleicht schreiben sie auch Gedichte für Sie.“

„Nur sehr selten, es ist nicht der Rede wert. Und ich kann nichts dafür. Ich wäre froh — was heißt froh —, ich wäre glücklich, wenn sie mich nicht wie ein Wundertier betrachteten.“

„Na also... ich dachte es mir gleich.“ Ihre kleinen, lustigen Augen sprühen nur so von Schalkhaftigkeit und gutmütiger Ironie. „Wir werden leicht Frieden an Bord schaffen. Die blonde, zarte Dichterin hat Läuse. Petroleumgeruch entströmt ihren Kleidern. Ich glaube, das wird genügen. So eine gesunde, nüchterne Petroleumatmosphäre wird bestimmt Schlaflosigkeit und Lust zum Fabulieren auf lange Zeit verbannen. Na, was sagen Sie jetzt? Sie sind froh, nicht wahr? Was heißt froh, Sie sind glücklich!“

„Ja... Ja!“

„Und warten Sie nicht lange mit der Petroleumpackung, denn sie vermehren sich sehr, diese indischen Läuse. Sie haben ja nichts anderes zu tun. Und wir... mein Gott, wenn wir weiter faulenzten, wird der Zaun nie fertig.“

Das ganze Kloster ist von einer wahren Reinigungswut befallen. Alles wird gewaschen, gebürstet.

„So geht es immer einmal im Monat bei uns zu. Fast alle unsere Bettler sind Aussätzige, nur die ganz vornehmen begnügen sich mit Elephantiasis.“ Sie lächelt ihr breites, leicht spöttisches, gesundes Lächeln. Eine Frau, deren Füße fest auf der Erde stehen, deren Nerven allen Kämpfen gewachsen sind.

Oft ist das ganze Kloster ohne Geld, und es sind, mit den Waisenkindern, siebzig Minder, die man füttern muß; dann steigt irgendeine Epidemie über seine Mauern, man muß gegen den Tod, gegen die Gefahr der Ansteckung kämpfen. Dabei ist sie eine vollkommen glückliche Frau.

„Warum sollte ich nicht glücklich sein?“ Sie schaut zu mir herüber, ehrlich verwundert. „Unsere Zöglinge sind brav und gesund; jeden Tag kann ich den Kindern, den Bettlern, den Schwestern genug zum Essen besorgen. Was fehlt mir also?“ Ihr Leben gehört den anderen. Das ist ihr großes Geheimnis.

Als ich am Abend, wie immer in Cochin, an Deck sitze und den Matrosen erzähle, was ich während des Tages erlebt habe, bringen sie mir nicht das gewohnte lauwarne Interesse entgegen. Plötzlich unterbrechen sie mich enthusiastisch, neugierig: „Wie... ein italienisches Frauenkloster? Und wir sind hier seit einer Woche und haben es nicht gewußt? Wo wohnen sie? Wie viele sind sie? Können

wir sie auch sprechen? War keine der Nonnen Mailänderin? Oder Neapolitanerin? Oder aus Florenz? Nein, so was... italienische Nonnen ganz nah, und wir haben sie noch nicht besucht...“

Mein Gott, sie sind doch Kinder. Kinder ohne Mutter. Ich möchte sie in einem Roman beschreiben, wie sie wirklich sind, nicht wie die „realistischen“ Filme sie schildern. Aber ich weiß, ich bin noch nicht soweit, ich kenne noch zuwenig ihr Leben. Ich habe nur einen Sturm an Bord mitgemacht, Fünf Tage und vier Nächte. Windstärke zehn, elf, manchmal zwölf. Zyklonstärke. Wie kann ich einen einzigen Matrosen schildern, wenn ich nur einen Sturm erlebt habe?

Alle haben sich die Adresse des Klosters notiert.

„Das nächste Mal, wenn wir wieder nach Cochin fahren, werden wir Sie besuchen.“

„Warum nicht morgen?“

„Wissen Sie es noch nicht... Wir verlassen Cochin heute nacht.“

Die stille Hoffnung, morgen noch einen Staubkamm zu kaufen, fällt ins Wasser. Und die indischen Läuse vermehren sich, sie haben ja nichts anderes zu tun. Also muß es sein. Zwei Minuten später wird es das ganze Schiff wissen, bis in die tiefsten Maschinenräume, fünfzehn Meter unter dem Meere.

Ich gehe zum Nostromo. „Nostromo, ich würde ein wenig Petroleum brauchen... wegen meiner Haare...“ Ich versuche, ohne viel Hoffnung auf Erfolg, die Wahrheit zu umgehen. „Sie sind nämlich so glanzlos... ich habe gehört, Petroleum soll gut sein.“

„Glanzlos! Aber gar keine Spur! In der Sonne leuchten sie wie Gold! Aber wenn Sie wollen, kann ich Ihnen Brillantine geben, da glänzen sie noch mehr.“

Es nützt nichts, die Wahrheit muß heraus. „Nein, Nostromo, es ist doch besser Petroleum, denn...“

„Dieses Päckchen ist für Sie abgegeben worden“, sagt der Schiffsjunge. Ich brauche das Päckchen nicht aufzumachen, ich erkenne die Umrisse eines kleinen Staubkammes. Also doch weibliche Solidarität, trotz der Klostermauern!

In Bombay sollte ich die „Valentina Bibolini“ endlich verlassen. Eigentlich war es nicht nett von mir, daß ich „endlich“ sagte, denn alle an Bord waren sehr gut zu mir; aber ich fühlte mich doch immer sehr einsam und wußte immer, daß ich nicht hierhergehörte.

Bombay

Als wieder Land sichtbar wird, packe ich meine Koffer. Tatsächlich, kaum sind Polizeioffiziere an Bord, werde ich zum Kommandanten gerufen. Mein Paß, der schon so viele fremde Visa zeigt, wird auf das genaueste studiert, ich werde über Zweck der Indienreise, Titel meiner bisher erschienenen Bücher, Namen der Zeitungen, an denen ich mitarbeite, gewissenhaft ausgefragt und dann in Gnade entlassen.

„Wir telegraphieren noch heute nach Neu-Delhi; morgen ist bestimmt schon die Antwort da. Bis dahin möchten wir Sie bitten, das Schiff nicht zu verlassen.“

Es ist mehr als eine einfache Bitte, denn von diesem Augenblick folgen mir Schritt auf Schritt zwei Polizisten in der hellbraunen indischen Uniform. Bei Nacht lagern sie auf dem Boden meiner Kabine, während zwei andere an Deck schlafen, um sie später abzulösen.

Inzwischen wird Tag und Nacht an der Ausladung des Getreides gearbeitet. Die „Valentina Bibolini“ steigt immer höher aus der Umklammerung der Wellen, dehnt sich, wird immer imposanter. Zweitausendfünfhundert Tonnen haben wir schon in Cochin ausgeladen, hier arbeiten wir mit acht Kränen gleichzeitig, und hundert Kulis helfen beim Löschen. Lärm und Staub überall, und zwei Polizisten, die mich sogar bis zur Tür des Badezimmers begleiten!

(Fortsetzung folgt)



„Kommen Sie mit“, sagte die Oberin zu Marcella d'Arle. Bettler mit Augen, aus denen der Hunger von Generationen schreit, hocken vor dem Kloster. Eine Suppe wird als Mittagessen verabreicht.



„Gute Reise“ wünschen wir der jungen Dame im modernen Reise-komplet aus blauem Shelland mit der beliebten Dreivierteljacke. Den modischen Akzent geben drei große Perlmutterknöpfe, ein schmeichelnder Nutriakragen und schräge, eingeschnittene Klappentaschen. (Jobis)



Der große flache Kragen ist die modische Neuheit dieses Modells. Der saloppe Schnitt bringt den Glencheck-Mohair in Braun-Rost-Tönen voll zur Geltung. Auch hier wieder drei große Knöpfe als Mittelschluß. (Jobis)



Ein tiegelführter Gürtel hält den blusigen Rücken des perlgrauen Mantels aus Shetland-Mohair zusammen. Der hohe Nutriakragen kann dicht am Hals geschlossen werden. (Jobis)

Knie frei

FÜR DIE WINTERMODE!



Hauskonzert, festlicher Rahmen für schöne Frauen und kostbare Kleider. Die neuen Abendtoiletten — ob lang oder kurz, gerade, glockig oder mit Kugelrock — zeigen bevorzugt die hohe Empire-Taillie. Von rechts nach links: jugendliches Musselinkleid von Cardin. Der reiche Faltenüberwurf wird unter der Büste von einem Rosentuff gehalten. Grünes Satinkleid (Cardin) mit „losen“ Teilen in Stolaform. Dior schuf das rosa Tüllkleid (Mitte),

Pailletten und Silberstickerei sind hier der Schmuck. Das perlgraue Satinkleid (Madeleine de Rauch) bezaubert durch schlichte Eleganz, der einzige Schmuckeffekt: Fransen an der großen Schleife und am Rocksäum. Und links noch einmal ein knöchellanges Abendkleid von Dior aus schwarzem gesticktem Tüll mit Samtblenden am viereckigen Halsauschnitt, an den kleidsamen Dreiviertelärmeln und am Rock über einem blaßrosa Unterkleid.



Tweed und Mohair sind bevorzugte Stoffe der neuen Mode. Der Mantel mit Bindegürtel ist aus moosgrünem Mohair, der lose Tweedmantel wird durch sein Bisamfutter besonders mollig. (Jobis)

Ein Blousonkostüm aus rotem Shelland mit schwarzem Persianerkragen ist unentbehrlich für Stadtbummel und Reise im Herbst. (Jobis)

Die Sackgasse ist durchbrochen. Die Mode tat einen Seitensprung, und wir Sackhüpfer der letzten Saison müssen uns mit neuen Linien anfreunden, mit neuen Namen vertraut machen.

Wünschen Sie, Madame, ein paar Modetips? Sichelrücken und Doppelsilhouette werden dann nicht mehr Schall und Rauch für Sie sein. Und Sie können mit Ihrem Wissen vor Ihrer Freundin glänzen.

Freuen Sie sich! Frau Mode kommt Ihnen mit heiterem Lächeln entgegen. Es ist eine liebenswürdige Mode, eine von dezenter Eleganz. Beschwingt und damenhaft werden wir einherschreiten. Mit den noch kürzeren Röcken (man trägt wieder Knie) können wir unsere Männer betören und ihrem festverschlossenen Geldbeutel mehr als sonst ablisten.

Mäntel sind meist lose und salopp, Tweed und Mohair das attraktive Material, große Stulpenärmel und breite flache Kragen die Neuheiten.

Gürtellose Hemdkleider sind dem Körper nachgezeichnet. Die Doppelsilhouette bindet die vordere Weite bei Kleidern und Mänteln und läßt nur dem Rücken ein großes Volumen. Für den fraulichen Typ sind die schlichten Kleider mit mäßiger Rockweite. Lose Teile, die den Rücken oder die Hüften umspielen, geben ihnen den weichen Umriss. Wer Taille sucht, kann wählen: zwischen der „abgerutschten“ und der hohen Empire-Taille.

Und nun wählen Sie, Madame, wählen Sie mit Liebe und Bedacht!



Sehr weiblich ist dieses Tageskleid aus roséfarbenem Dralon-Gewebe mit Schurwolle. Die lose Rückenbahn ist an ein kleines, vorn gebundenes Bolero-Jäckchen gearbeitet. Das Bolero-Jäckchen selbst ist mit einem Futter aus Dralon mit Seide versehen. Das ist ein Kleid mit persönlicher Note! (Mode-Academie van Braam & Wibaut, Amsterdam)

Sichelrücken heißt der letzte Schrei an diesem schlichten Kleid. Der Hängegürtel, der in Taillenhöhe aus der Seitennaht kommt, betont die „abgerutschte“ Taille. Das Material dieses Kleides ist Jersey aus Dralon-Hochbausch mit Mohair. Ein unverwüstlicher Stoff mit äußerst interessanter Oberflächenstruktur. (Oestergaard, Berlin)



Von dezenter Eleganz ist dieses Ensemble: schlichtes gerades Kleid in der neuen Linie der Hemdkleider, die dem Körper nachgezeichnet sind, aus Dralon mit Schurwolle im Pepita-Muster, und geradefallender, weiter Mantel aus Dralon-Schurwoll-Duvelin, der als Neuheit weite Ärmel und den großen schmelzenden Pelzkragen aufweist. (S. & E., Beil.)

Ist es nicht schick, dieses Tageskleid mit blusigem Rücken und dem großen Schulterkragen? Das Material: melangierter Wevenit-Jersey aus Dralon mit Wolle, macht es zum idealen Reisekleid. Ob Sie es aus dem Koffer holen oder nach viestündiger Auto- oder Bahnfahrt betrachten: Sie sind darin stets „wie aus dem Ei gepellt“! (Modeschule Düsseldorf.)



Ein TRAUM Zerbruch

Copyright by Hans E. Günther-Verlag,
Pressrechte durch Prometheus-Verlag

7. Fortsetzung

Jetzt waren wir mitten über dem Flugplatz. Alle Wärme war aus meinen Gliedern gewichen, und sie fühlten sich ganz steif an. Schweiß stand mir auf der Stirn. Ich hörte, wie Saeton mich anschrte, ich solle springen, sah ihn aus seinem Pilotensitz herausklettern. Er überließ das Flugzeug wahrhaftig sich selbst und kam nach hinten, um mich eigenhändig hinauszwerfen. Rasch schloß ich die Augen, ließ mich vorwärtsfallen ins Nichts und fühlte, wie ich vom Sog fortgerissen wurde. Füße und Schultern berührten sich einen Augenblick. Dann öffnete ich die Augen, sah den Himmel, die Sonne, sah den Horizont immer näherkommen, wie eine Schlinge, die sich um mich zuzog, und erkannte das Flugfeld, das sich unter mir dehnte. Ein-, zwei-, dreimal riß ich an der Reißleine in der verzweifelten Angst, der Fallschirm könne sich womöglich nicht öffnen.

Plötzlich vermeinte ich, die Arme würden mir ausgerissen. Die Innenseiten meiner Schenkel wurden von den Haltegurten gequetscht. Dann klappten meine Beine wieder zusammen. Ich konnte wieder Himmel und Erde unterscheiden, hing mitten im Raum... kein Wind... kein Laut... nichts als das immer schwächer werdende Brummen der Flugzeugmotoren. Über mir schwankte sanft der Fallschirm — eine weiße Wolke, wunderschön, und in der Mitte das Loch, durch das ein Stück Himmel sichtbar war. Als ich den Kopf wandte, sah ich, daß Tubby den Boden berührte und vorschriftsmäßig eine doppelte Rolle machte, wie er es wohl während des Krieges gelernt hatte. Dann rappelte er sich hoch, raffte mit gespreizten Beinen den Fallschirm zusammen und ließ die Luft aus den Falten, bis er schlaff zu seinen Füßen lag.

Vom leichten Wind wurde ich getrieben, und die Luft war vollkommen still. Es kam mir vor, als hinge ich eine Ewigkeit über dem Flugplatz. Nichts schien sich zu bewegen, Zeit und Raum standen still, und ich baumelte da wie aufgehängt zwischen Himmel und Erde. Das Summen des Flugzeugs war verstummt, verschwunden, als sei es niemals dagewesen. Die Stille war alles beherrschend, freundlich und doch zugleich furchtbar erschreckend.

Obwohl ich die Bewegung kaum wahrnahm, kam ich dem Erdboden doch näher. Stetig trieb ich die Ost-West-Rollbahn entlang. Ich versuchte, auszumachen, in welchem Winkel ich wohl hinunterkommen würde, aber es war mir unmöglich, zu schätzen, wieviel ich in der Minute fiel. Alles, woran ich mich erinnere, ist, daß ich eben noch scheinbar reglos in der Luft hing, und daß dann die Rollbahn auf mich zustürzte.

Um den Aufprall abzufangen, hatte ich die Beine gespreizt, doch anscheinend hatte ich sie dabei zu steif gemacht. Der Stoß war so stark, als ob ich von einem hohen Gebäude auf die Straße hinuntergesprungen wäre. Er schoß mir durch die Wirbelsäule und war im Kopf spürbar, doch dann wurde

Wenn der Pilot Neil Frazer das Mädchen Else nicht liebte, wäre wahrscheinlich für beide alles leichter und einfacher. Die junge Deutsche ist mit gefälschten Papieren als Hausgehilfin nach England gegangen und arbeitet auf einer Farm nahe dem Flugplatz Hembury. Das ist kein Zufall. Sie gibt das vor Frazer ganz offen zu. Hier wird eine viermotorige Tudor-Maschine für den Einsatz bei der Luftbrücke Berlin fit gemacht. Zwei der Motoren sind nach Plänen von Elsas Vater gebaut. Sie sind im Auftrag der Rauch-Flugzeugwerke entwickelt worden und waren auf dem Reißbrett so gut wie fertig. Die Alliierten haben die Konstruktionszeichnungen als Kriegsbeute beschlagnahmt. Aber Bill Saeton, Boß auf Hembury, hat die Baumuster regelrecht für seine eigenen Zwecke gestohlen. Elsa, selbst eine begabte Technikerin, ist leidenschaftlich daran interessiert, wie sich die Konstruktion ihres Vaters in der Praxis bewähren wird. Sie gäbe alles, sogar sich selbst darum, wenn ihres Vaters Anteil an den kühnen und erfolgversprechenden Neuerungen bekannt würde, behauptet Saeton. Im übrigen hält er sie ganz einfach für eine Spionin der „Rauch-Werke“. Mit drei Mann Besatzung startet die Maschine zum ersten Testflug. Die Motoren laufen großartig. Aber ein Schaden am Fahrgestell zwingt zu einer Bauchlandung. Saeton zwingt seine „Besatzung“, Frazer und den begabten Techniker Tubby Carter, vorher mit dem Fallschirm „auszusteigen“. Aber Frazer will nicht springen, er fürchtet sich...

ich von den Haltegurten weitergerissen und konnte überhaupt nicht mehr denken. Undeutlich erinnerte ich mich, daß ich wohl mit den Händen meinen Kopf schützen wollte, als ich auf dem Beton aufschlug. Ich wurde weitergeschleift und verlor das Bewußtsein.

Doch dieser Zustand der Bewußtlosigkeit kann nicht lange gedauert haben, denn als ich wieder zu mir kam, schleifte ich mit den Schultern über den Beton. Mit Händen und Füßen versuchte ich mich anzukrallen und festzuhalten. Blut lief mir übers Gesicht und tropfte auf den Beton. Irgend jemand rief mich an, ich griff nach den Fallschirmschnüren und versuchte sie einzuholen, wie ich es gelernt hatte. Aber dann fehlte mir die Kraft. Halb bewußtlos fiel ich nieder und spürte, wie meine Glieder von einer unendlichen Schwere befallen wurden.

Das Zerren an meiner Schulter ließ nach. Irgend jemand beugte sich über mich und fingerte an den Verschlüssen herum. „Neil! Leben Sie? Sagen Sie doch was!“

Da schlug ich die Augen auf. Es war Else. „Was... was machen Sie hier?“ fragte ich, kaum daß ich zu Atem gekommen war.

„Ich wollte bei den Testflügen zusehen. Was ist geschehen? Warum seid ihr gesprungen?“

„Das Fahrgestell“, sagte ich.

„Das Fahrgestell? Also nichts mit den Motoren? Die Motoren laufen also?“

„Ja, mit den Motoren ist alles in Ordnung. Nur das Fahrgestell wollte nicht ausfahren.“ Ich blickte zu ihr auf und sah, daß sie in den Himmel hinaufstarrte, die Augen glänzend von irgendeinem Gefühl, das ich nicht verstehen konnte. „Warum sind Sie denn so aufgeregt?“ fragte ich.

„Weil...“ Sie senkte die Augen, ihr Mund war hart und verschlossen.

„Kommen Sie! Ich helfe Ihnen!“ Sie faßte mich unter den Armen. Alles drehte sich um mich, als ich stand, und ich stützte mich auf sie und wartete darauf, daß das Flugfeld aufhören sollte, sich zu drehen. Blut sickerte

mir in den Mund hinein, und ich befühlte meine Stirn. Es war die alte Narbe, die sich wieder geöffnet hatte, und ich dachte: Da bin ich also wieder, wo ich angefangen habe. „Was ist mit Tubby? Ist er verletzt?“

„Nein. Da kommt er.“

Ich wischte mir das Blut aus den Augen. Ein schmales Rinnsal war auf dem Beton zu sehen. Ein kleiner Punkt kam über die Rollbahn auf uns zugehauert und rief etwas, was ich zuerst nicht verstand. Dann fielen mir Saeton und das Flugzeug ein. Unfallwagen! Natürlich! Die Unterkunft war keine fünfhundert Meter entfernt. „Rasch, Else! Ich muß telefonieren.“ Im Bein schien ich eine Muskelzerrung zu haben, und es tat verteufelt weh, zu laufen. Aber ich schaffte es doch und gelangte ans Telefon. Atemlos und immer wieder aussetzend sprach ich mit der Telefonistin, die mich erst mit dem Krankenhaus in Swindon verband und dann mit der Feuerwehr. Tubby trat herein, als ich gerade den Hörer wieder aufgelegt hatte. „Unfallwagen und Feuerwehr kommen“, sagte ich.

„Gut. Du legst dich wohl besser hin, Neil. Deine Stirn sieht schlimm aus.“

„Ach, mit mir ist alles in Ordnung“, sagte ich. „Wie steht es mit der Maschine?“ Das Bewußtsein, daß etwas getan werden mußte, hatte mir neue Kräfte verliehen.

„Saeton kreist in rund zweitausend Meter Höhe über dem Flugplatz und verfliegt seinen letzten Treibstoff.“ Er wandte sich an Else: „Stellen Sie doch bitte etwas Wasser auf. Wer weiß, wie er aussieht, wenn er herunterkommt.“ Sie nickte und eilte in die Küche. „Was macht sie eigentlich hier?“ fragte er, schien jedoch keine Antwort von mir zu erwarten, denn er ging sofort wieder auf den Flugplatz hinaus. Ich folgte ihm.

Das helle Licht draußen tat meinen Augen weh, doch als ich sie zusammenkniff, konnte ich das Flugzeug erkennen, das dort oben herankurvt. Die Luft zwischen den Bäumen bewegte sich nicht, und so kam uns der Motorenlärm ungewöhnlich laut vor. Die

Hammond Innes
schrieb für die
ZB diesen erregenden Roman
um Fliegerglück
und Leidenschaft

Zeit kroch nur so dahin. Wortlos standen wir da und warteten auf den unausbleiblichen Augenblick, wo die Maschine aufhörte, über uns zu kreiheren und hinterm Horizont verschwand, um zum letzten Anflug auszuholen. Meine Beine gaben unter mir nach, und ich setzte mich auf den Boden. „Warum legst du dich nicht hin?“ fragte Tubby. Er schien gereizt.

„Ich bleibe hier“, sagte ich. Und es war nicht Saeton, an den ich in diesem Augenblick dachte, ich dachte an das Flugzeug. Dort war es und zog seine Kreise, als wäre nichts geschehen. Nur das verdammte Fahrgestell stellte sich zwischen uns und den Erfolg. Es war schon eine böse Enttäuschung.

„Ich habe eine ganze Menge Wasser gekocht.“ Es war Else, die das sagte, und einen dampfenden Kessel neben sich auf den Boden stellte. „Jetzt werden wir uns erst einmal Ihre Wunde ansehen, ja?“ Ich wimmerte und wand mich, als das heiße Wasser mit der offenen Wunde in Berührung kam. Es roch stark nach einem Desinfektionsmittel. Dann verband sie mir den Kopf, und ich fühlte mich wesentlich wohler. „Das hätten wir. Jetzt sehen Sie aus wie ein verwundeter Krieger.“

„Das bin ich auch“, sagte ich. Ihr Gesicht, eingerahmt vom dämmerigen Himmel, hing über mir. Jung und sanft und — ja — mütterlich sah es aus. Den Kopf hatte ich auf ihrem Schoß liegen und ich spürte ihre weichen Schenkel an meinem Hinterkopf. So hätten wir im Mai in einem Kornfeld liegen sollen. Das ferne Brummen der Tudor klang wie Bienengesumm, und unmittelbar am Rande ihres Haares sah ich eine Tragfläche schimmern.

„Wo bleibt denn bloß der verdammte Unfallwagen?“ fragte Tubby ungeduldig. „Er setzt zur Landung an.“

Ich warf einen Blick auf die Armbanduhr. Zwanzig Minuten waren seit dem Anruf verstrichen. „In etwa zehn Minuten wird er wohl hier sein“, beruhigte ich ihn.

„Dann ist es zu spät“, fluchte er halblaut vor sich hin.

Ich sah die Tudor über Ramsbury hinweggleiten. Ich dachte an den Motor, den wir in den letzten Wochen zusammengebaut hatten, dachte an Saeton, der dort oben ganz allein vorm Armaturenbrett saß. Was bedeutete das schon der Schmerz in meinem Kopf? Immer wieder suchte ich den Himmel über Ramsbury ab, und alle meine Gedanken konzentrierten sich auf das Flugzeug, das jetzt eine flache Kurve flog, hinter den Bäumen verschwand, wieder hervorkam und zum letzten Anflug einschwenkte.

Es kam mir wie eine Ewigkeit vor, ehe es wieder zum Vorschein kam. Dann hing es plötzlich gleich einem großen, schwerfälligen Vogel über den Bäumen und setzte mit nach unten weisenden Höhenflossen und mit langsam sich drehenden Luftschauben zur Landung an. Ich sprang auf und lief darauf zu. Auch Tubby lief. Saeton ging noch einmal in die Waagerechte ehe er niederging, und als der Zwischenraum zwischen Flugzeug und Rollfeld immer kleiner wurde, war es, als nehme die Maschine mehr Fahrt auf und komme auf uns zugesaut.

Dann prallte sie mit dem Bauch auf dem Beton auf. Metallstücke wirbelten durch die Luft. Es gab ein schreckliches Kreischen, doch ehe das mein Ohr erreichte, war die Maschine schon wieder abgeprallt und flog mehrere Meter hoch über der Rollbahn dahin. Mit Splittern und Krachen schlug sie wieder auf, wirbelte herum, der Schwanz riß los, der Rumpf wurde aufgerissen und schabte, während Stahlplatten von den Spanten losgerissen wurden, als wär's Blech, ganze Staubwolken hoch. Sie legte sich auf die Seite, bäumte sich auf und brach in zwei Hälften auseinander. Eine Sekunde, nachdem sie zum Stillstand gekommen war, dauerte das entsetzliche Knirschen und Mahlen noch an. Dann herrschte plötzlich eine ebenso unerträgliche Stille. Reglos lag das Flugzeug da, ein auseinandergeborstenes Wrack. Der Sonnenuntergang war genauso glutvoll wie zuvor, die Bäume ebenso schwarz wie zuvor; nichts hatte sich geändert. Der Flugplatz nahm am Unglück keinen Anteil. Irgend jemand hatte eine Maschine zu Schanden geflogen, ungezählte Male war das während des Krieges passiert. Das Leben ging weiter.

Tubby rannte auf die Maschine zu. Eine Sekunde lang stand ich wie angewurzelt da, und mein Herz zitterte in der fürchterlichen Erwartung, daß aus dem Trümmerhaufen nun plötzlich Flammen aufschlagen würden. Aber er lag nur still da, träge und leblos, und da setzte auch ich mich in Bewegung.

Wir holten Saeton heraus. Sein Gesicht war blutverschmiert, doch das Blut kam nur aus seiner Nase. Als wir ihn auf den Beton niederlegten, war er bewußtlos. Er hatte sich die Hand gefährlich aufgeschnitten, und auf der Stirn hatte er eine böse Schramme. Aber sein Puls ging stark und recht kräftig. Tubby lockerte ihm den Kragen, und fast gleichzeitig schlug er die Augen auf und starrte uns blicklos an. Doch dann kam plötzlich Leben in ihn hinein, er setzte sich mit einem Ruck auf, und ein Stöhnen entrang sich seinen Lippen. „Was ist mit der Maschine? Ist sie...“ Er sprach nicht weiter, als sein Blick plötzlich auf den Trümmerhaufen fiel. „O Gott!“ murmelte er. Und dann fing er an zu fluchen — eine Flut der unflätigsten Schimpfworte entquoll seinem Mund, und er kümmerte sich überhaupt nicht darum, daß Else neben uns stand. Sie waren einzig und allein auf das Flugzeug gemünzt.

„Die Motoren sind in Ordnung“, versuchte Tubby ihn zu trösten.

„Was sollen wir mit den Motoren anfangen, wenn wir keine Maschine haben?“ keuchte Saeton. „Ich hab die Höhenflosse zu niedrig eingestellt.“ Und wieder fing er an zu fluchen.

„Leg dich hin“, sagte Tubby. „Das Flugzeug kannst du jetzt doch nicht wieder zusammenflicken. Ruh dich aus. Der Unfallwagen muß jeden Augenblick hier sein.“

„Unfallwagen?“ Er funkelte uns an. „Welcher Idiot hat denn nach einem Unfallwagen telefoniert?“ Er zog sein Taschentuch hervor und wischte sich das Blut aus dem Gesicht. „Lauf zur Chaussee hinunter und fang ihn ab“, befahl er Tubby heiser. „Sag ihnen, es sei nichts passiert. Sag ihnen, es habe keine Bauchlandung gegeben... sag ihnen, was du willst, nur verhindere, daß sie zum Flugplatz heraufkommen.“

„Aber selbst wenn dir nichts fehlt, Neil muß in ärztliche Behandlung“, sagte Tubby.

„Dann nimm ihn mit und bring ihn ins Krankenhaus. Aber ich will nicht, daß sie auf den Flugplatz kommen. Ich will nicht, daß sie erfahren, was mit der Maschine passiert ist.“

„Aber warum denn nicht?“ fragte Tubby.

„Warum?“ Saeton legte die Hand über die Augen und spie Blut auf den Beton. „Ich weiß nicht, warum. Aber ich will nicht, daß irgend jemand etwas davon erfährt. Nu tu mir einen Gefallen und lauf, damit du sie noch vorher anhältst.“

Tubby zögerte. „Deine Nase sieht aus, als ob sie gebrochen wäre“, sagte er. „Und wer weiß, vielleicht hast du dir sonst noch...“

„Ich hab' mir nichts weiter gebrochen“, fauchte Saeton ihn an. „Und wenn, dann gehe ich zu einem Arzt und laß mich von dem behandeln. Jetzt lauf schon!“

Fragend blickte Tubby mich an. „Mir fehlt nichts“, sagte ich. Er nickte und setzte sich in Trab. Saeton stand mühsam auf, schwankte leicht hin und her und startete auf die Flugzeugtrümmer — schwarze Verzweiflung in den Augen. Als er sich abwandte, fiel sein Blick auf Else, und als er sie sah, ballte er die Hände zur Faust. „Ich dachte, Sie führen zurück nach Deutschland?“ sagte er mit heiserer Stimme.

„Erst am Montag.“ Sie hatte die Augen angstvoll geweitet.

„Sie wollten wohl sehen, wie ich draufging, was? Ausgezeichnet haben Sie das abgepaßt.“

„Ich begreife nicht, was Sie damit sagen wollen.“

„Sie und nicht begreifen? Sie und nicht ganz genau wissen, was dort oben passiert ist?“ Auf unsicheren Beinen wankte er auf sie zu. Der Schweiß stand ihm auf der Stirn und lief ihm in die Augen. „Die Anschlußstange war gebrochen. Wir konnten das Fahrgestell nicht ausfahren. Das überrascht Sie nicht, was?“

Der wilde Ausdruck in seinem Gesicht ließ mir das Blut in den Adern gefrieren. Haß leuchtete aus seinen Augen, unversöhnlicher, tödlicher Haß. Else stand ganz still da, die Augen weit aufgerissen, den Mund leicht geöffnet. Und dann brach es plötzlich aus ihr heraus, überstürzten sich ihre Worte, als könne sie damit eine Barriere zwischen sich und dem errichten,

der unaufhaltsam auf sie zukam. „Ich habe Ihr Flugzeug nicht angerührt. Ich habe nichts mit dem zu tun, was passiert ist. Bitte, Sie müssen mir glauben. Warum sollte ich so etwas tun? Dies sind die Motoren meines Vaters... meine und meines Vaters Motoren. Wie habe ich mich danach geseht, zu sehen, daß sie arbeiten und ein Flugzeug in die Luft tragen. Was habe ich denn sonst noch auf der Welt? Es ist unsere gemeinsame Arbeit. Wie glücklich war er dabei, und ich auch. Ich wollte ja, daß Sie fliegen. Ich wollte Sie...“

„Ihres Vaters Motoren!“ Die Verachtung, mit der er diese Worte aussprach, wirkte auf sie wie ein Schlag ins Gesicht. „Meine Motoren sind es! Meine! Die Motoren Ihres Vaters funktionierten nicht. Mein Leben habe ich damit aufs Spiel gesetzt. Das Bein habe ich mir gebrochen, als ich versuchte, mit seinen Motoren zu fliegen. Sie funktionierten nicht. Wir mußten ganz von vorn anfangen, ganz von vorn, mußten einen ganz neuen Typ entwickeln.“

Da warf sie ihren Kopf zurück und blickte ihn an wie eine Löwin, die ihr Junges verteidigt. „Es ist kein neuer Typ. Gewiß, der Motor ist anders, aber er basiert auf demselben Prinzip. Diese Motoren gehören ihm, sie sind...“

Er lachte, und sein Lachen hatte einen wilden, unbeherrschten Klang. „Sie haben es fertiggebracht, zu zerstören, wofür ich mich drei Jahre lang abgeschuftet habe. Glücklich? Ja, sind Sie jetzt glücklich? Oh, Sie bilden sich ein, Deutschland könne diese Motoren jetzt wieder an sich raffan — aber ich sage Ihnen, eher geht die Welt unter, als bis ich das zulasse.“ Er war ganz nahe an sie herangewankt. „Sie haben versucht, uns ein kleines Unglück zu inszenieren, haben einen Anschlag auf unser Leben gemacht. Aber das zahle ich Ihnen mit gleicher...“

„Das ist gelogen“, rief sie. „Ich habe nichts damit zu tun. Niemand hat das Flugzeug angerührt.“

„Warum sind Sie dann hier... warum lachen Sie sich ins Fäustchen...“

„Ach, werden Sie denn niemals begreifen?“ rief sie erregt. „Ich bin gekommen, um Sie fliegen zu sehen... mit seinen Motoren. Glauben Sie, das interessierte mich etwa nicht? Glauben Sie, das würde mich kalt und unbetieilt lassen? Bitte, Sie müssen es mir glauben! Ich habe mit dem Unglück nichts zu tun.“ Er hatte sie bei den Schultern gepackt, und plötzlich nahm sie einen bittenden, flehentlichen Tonfall an. „Bitte, glauben Sie mir doch: Ich habe nichts, gar nichts damit zu tun.“

Doch er schien sie nicht zu hören. Ihre Augen weiteten sich vor Entsetzen, als seine Hände sich um ihren Hals legten. Sie rangen miteinander. In diesem Augenblick kam Leben in mich, und ich sprang hinzu. Doch das war nicht nötig, denn seine Hände verkrallten sich in ihrem Kleid, und dann sackte er langsam in sich zusammen. Seine Knie gaben nach, und er stürzte mit dem Gesicht zuerst auf den Boden.

Saeton war ohnmächtig geworden.

Furcht und Entsetzen im Gesicht, starrte Else auf ihn herab. Ich glaube, sie hielt ihn für tot. „Ich habe nichts mit dem Flugzeug gemacht!“ stieß sie aufschluchzend hervor. „Neil!“ Hilflos blickte sie mich an. „Niemand hat es angerührt! Kein Mensch! Sie müssen es mir glauben.“

Schwerfällig bewegte Saeton sich. Seine Hände gruben sich in den Boden, und krampfhaft versuchte er, sich zu erheben. Als er sich schließlich so weit hochgearbeitet hatte, daß er kniete, machte sie kehrt und lief davon.

Tubby kam zurück. Gemeinsam brachten wir Saeton in die Unterkunft und legten ihn ins Bett. Die Rippen hatte er sich böse gequetscht, aber gebrochen schien nichts zu sein. Überhaupt schien er mehr unter dem Schock zu leiden als unter den körperlichen Folgen der Bruchlandung. Immer noch halb benommen, befahl er uns, den Traktor von der Farm zu holen und die Wrackteile der Maschine in den Hangar hinüberzuschleifen. Instinktiv wünschte er, daß die



Irgend jemand beugte sich über mich. Es war Else. „Neil, deine Stirn sieht schlimm aus“, und Tubby sagte: „Saeton kreist in 2000 m Höhe über dem Flugplatz und verliert seinen Treibstoff...“

WAHRE GESCHICHTEN

Ein Geschöß im Lauf

Bei einer unglückseligen Spielerei erschöß eine Mutter in Riverside, Kalifornien, ihren Sohn. Der 23jährige James Clayton, Soldat bei der Luftwaffe, war auf Urlaub nach Hause gekommen. An jenem so traurig endenden Tag spielte er „Wildwest“ mit seiner 45jährigen temperamentvollen Mutter Dorothy. Mit Revolvern bewaffnet, stellten sie sich einander gegenüber auf und probierten aus, wer von beiden die Waffe schneller ziehen konnte. Sie glaubten, die Revolver seien ungeladen. In Frau Dorothys Waffe steckte jedoch noch ein Geschöß. Es drang James ins Herz und tötete ihn.

Landstreicher-Konferenz

Zu ihrer 50. Jahreshauptversammlung fanden sich die Mitglieder der „Amerikanischen Landstreicher-AG“ in Cincinnati im Staate Ohio zusammen. Wie immer bot diese Versammlung der Heimatlosen ein buntes malerisches Bild. Tramp-König Jeff Davis, der 75jährige Chef vom Ganzen, hatte seinen Sitz in einem kleinen Hotel aufgeschlagen, wo er die Abordnungen aus den ganzen USA empfing.

Ein wenig quälte ihn allerdings das schlechte Gewissen, weil ein Hotel doch für einen echten Tramp recht wenig standesgemäß war. Davis entschuldigte sich deshalb auch bei seinen „Untertanen“ und versprach ihnen, bei dem nächsten Treffen in einer weniger komfortablen Umgebung zu residieren.

165 Halbe pro Kopf

Fast vervierfacht hat sich in den letzten zehn Jahren der Bierverbrauch je Kopf der Bevölkerung im Bundesgebiet und in West-Berlin. Von 21,7 Litern im Rechnungsjahr 1948 hat er sich auf 82,5 Liter im Rechnungsjahr 1957 erhöht. Das sind pro Kopf 165 „Halbe“ im Jahr oder täglich fast ein Viertelliter. Der Bierverbrauch des letzten Vorkriegsjahres im ehemaligen Reichsgebiet von 70,1 Litern je Kopf 1938 wurde mit 73,9 Litern schon im Rechnungsjahr 1956 übertroffen.

Der teuerste Film der Welt

60 Millionen Mark wird der neue Ben-Hur-Film kosten, mit dessen Dreharbeiten in Roms Cinecittä begonnen worden ist. Er wird eine Laufzeit von dreieinhalb Stunden haben. Die Titelrolle spielt Charlton Heston, die weibliche Hauptrolle die im internationalen Film bisher vollständig unbekannte israelische Filmschauspielerin Chaja Hararit. Eine weitere große Rolle wurde Jack Hawkins übertragen. Regie führt William Wyler. Über 10 000 Mann Kompanie wurden engagiert.

Film über Wernher von Braun

In deutsch-amerikanischer Gemeinschaftsproduktion soll die Lebensgeschichte des deutschstämmigen Raketenpezialisten Dr. Wernher von Braun verfilmt werden. Braun gilt als geistiger Vater der V-2-Rakete und ist Leiter der Raketenforschungsabteilung bei der US-Armee. Seiner Arbeitsgruppe gelang es, den ersten amerikanischen Satelliten in den Welt- raum zu schießen. Ein Teil des Films wird in der Bundesrepublik hergestellt werden.

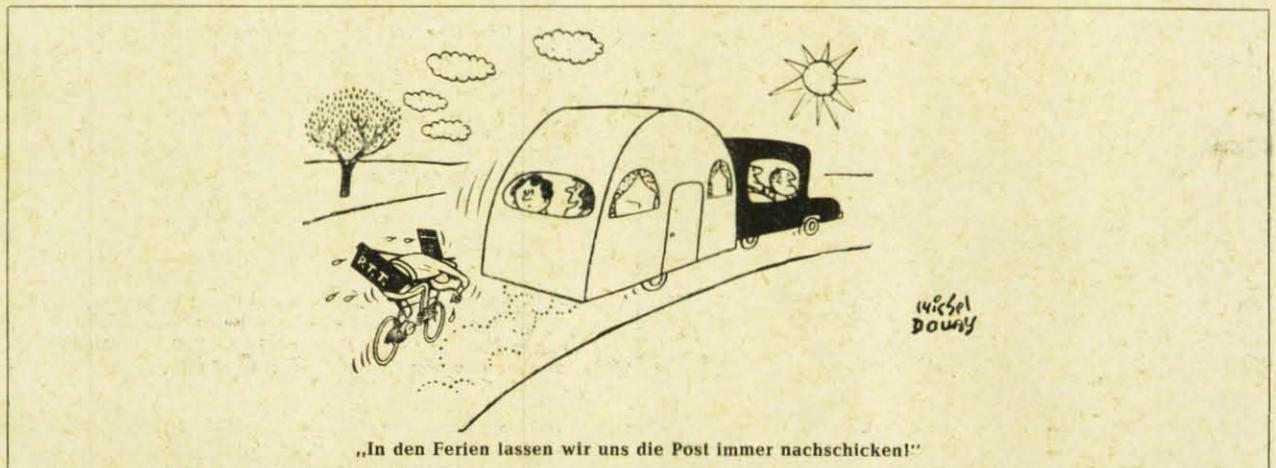
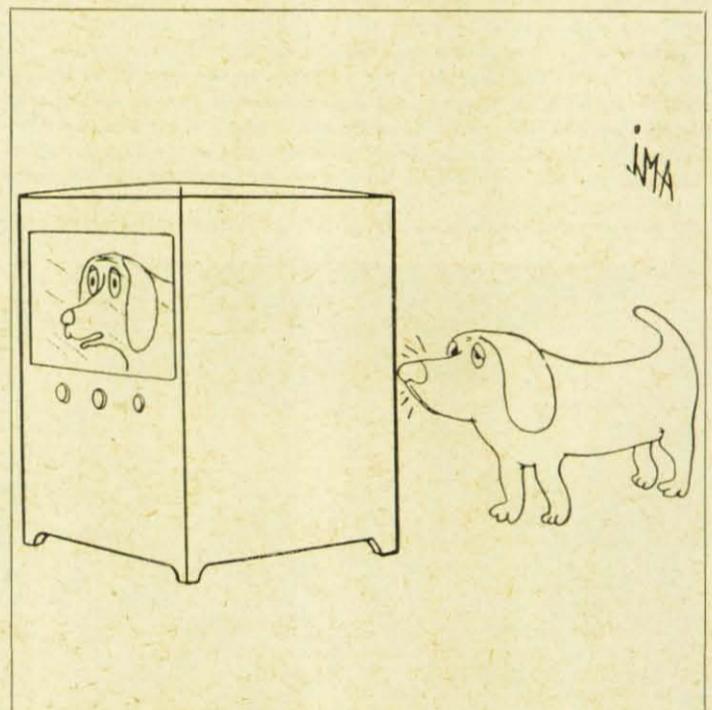
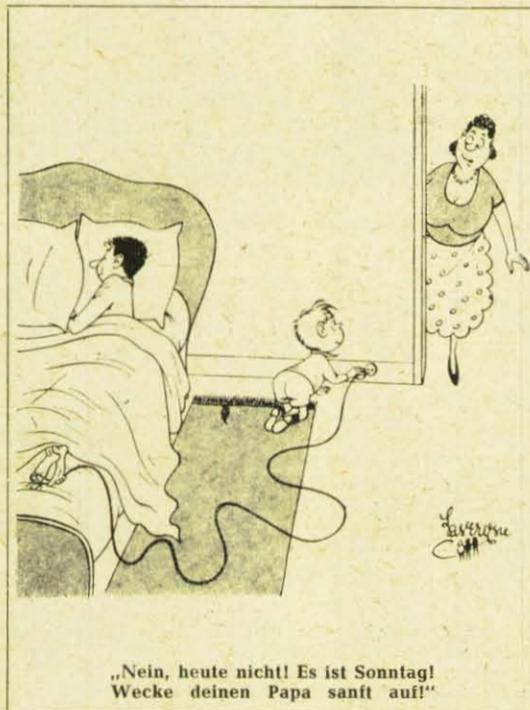
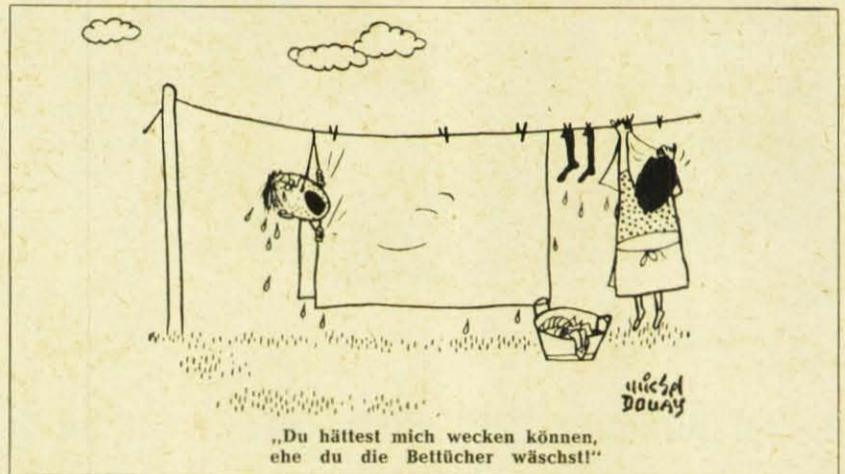
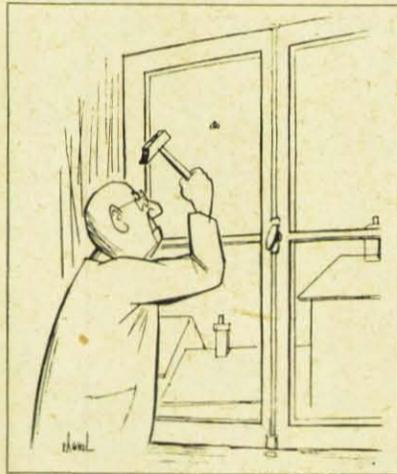
Er will lieber hängen

Erhängen lassen will sich im Staate Utah der 21jährige Mörder Barton Kay Kirkham. Normalerweise ist in jenem Staate das Erschießen die übliche Hinrichtungsart, aber das Gesetz bestimmt, daß der Delinquent auch den Tod durch den Strick fordern kann. Von dieser Möglichkeit hat Kirkham Gebrauch gemacht. Er wird bald unter den Galgen treten. In Utah ist es seit 46 Jahren das erstmal, daß diese Todesart „angefordert“ wird.

Was verspricht sich Kirkham davon? „Man redet dann mehr von mir, und ich komme in die Zeitung“, erklärte er. „Außerdem macht es dem Staat mehr Schwierigkeiten. Ich fühle mich als Rebell.“ Die Gerichtsärzte haben ihn für geistig gesund erklärt.



Selten so gelacht!



Für Frau

und Familie



Kleine Kämpfer nach allen Regeln der Kunst

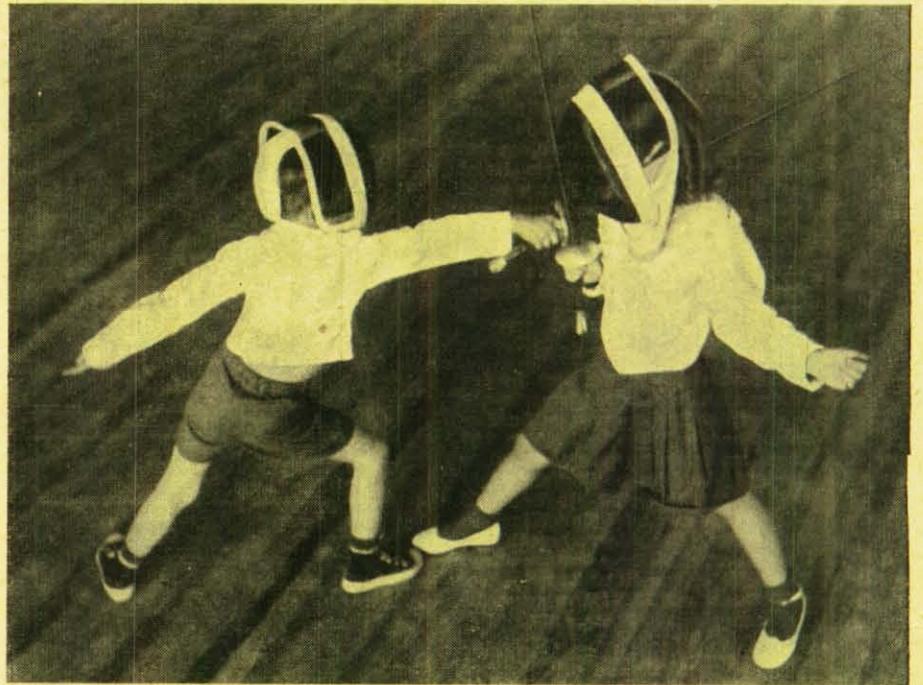
Ralph Faulkner, ein mehrfacher amerikanischer Fechtmeister aus Los Angeles, hat es fertiggebracht, daß Kinder ihre modernen Spielzeuge — wie Weltraumschiffe und Raketenwaffen — beiseite legen und statt dessen zu Säbel und Florett greifen. Nicht etwa, um damit kriegerische Spielgelüste handgreiflich auszutoben, sondern um eine Sportart zu erlernen, die bis heute umgeben ist mit einem Hauch von Romantik und Abenteuern und die Eleganz und Ritterlichkeit in sich birgt. Selbst die „Drei Musketiere“ würden sich vor Vergnügen auf die Schenkel klopfen, würden sie die Sechsjährigen sehen, die sich in dieser Kinder-Fechtschule mit dem Rapier in der Hand kämpfend gegenüberstehen, um dann mit kindlichem Ernst den Gegner „auszustecken“.

► **Kleine Köhner** sind diese beiden Fechter schon, die jetzt nach allen Regeln der Kunst den Helden aus Sagenbüchern und Abenteuerfilmen nacheifern. Die hier gezeigte Situation auf der Treppe ist für den Untenstehenden besonders schwierig.



◀ **Ein kritisches Publikum** sind Schüler und Lehrer, wenn eine ganz junge Dame vor ihnen zum Kampf antritt. Das sportt doppelt an, und die kleinen Ritter können es kaum erwarten, ihr zu zeigen, wie schnell sie schon die Waife führen können. Unser Bild zeigt: Gekonnter Ausfall.

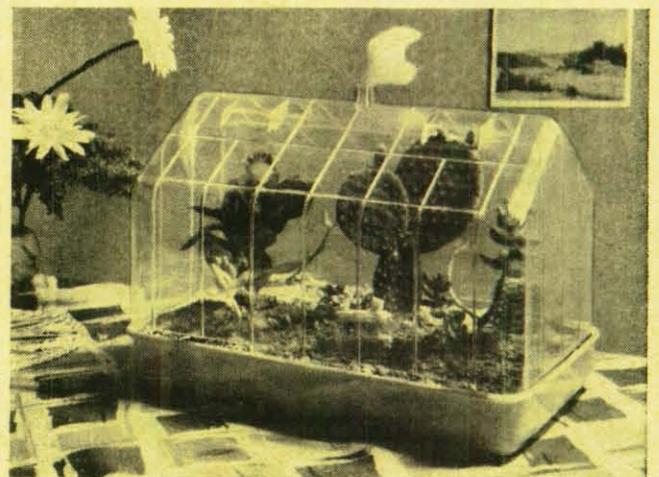
◀ **„Corps-à-corps“** heißt diese Begegnung, die Mike und Betty ausgezeichnet zu beherrschen scheinen. Außer der dichtgeflochtenen Maske aus Stahldraht tragen die Kämpfer feste Westen aus weißem Gabardine und blaue Shorts bzw. Röckchen. Eine Kluit, ganz wie die Großen.



TIPS FÜR MUTTI

◀ **Tischkehrer:** Toastbrösel, Aschenreste und Krümel beseitigt im Nu der Tischkehrer aus Kunststoff. Einmal über den Tisch hin- und hergerollt, und schon ist die alte Ordnung wiederhergestellt. So praktisch ist ein Tischkehrer.

► **Ein kleines Gewächshaus** aus Plastik-Material, insbesondere für Liebhaber der kleinen Zierkakteen. Das Oberteil ist glasklar und kann für den Bedarfsfall abgenommen werden.



◀ **Dem lieben Gast** des Hauses können Speise und Trank neuerdings gleich mit dem Tisch serviert werden. Das geht so vor sich: Das beschickte Tablett läßt durch Druck auf zwei seitlich angebrachte Hebel vier Beine herunterklappen und verwandelt sich in einen kleinen Tisch. Beim Abtragen wieder Knöpfchen drücken, und die Beine klappen hoch; das Tablett wird zur Küche gebracht. Es ist sehr zweckmäßig und hübsch für die kleine Wohnung.

► **Der Servier-Boy** hat große gummibereifte Räder, so daß er sich mühelos über Teppiche zu jedem Platz in der Wohnung fahren läßt. In zwei ausschwenkbaren Fächern können übersichtlich geordnet das komplette Eß- und Kaffeegeschirr nebst allem Zubehör für 12 Personen untergebracht werden. Außerdem hat er noch zwei Schubkästen, einen davon mit Besteckfächern; der andere dient zur Verwahrung der Tischdecken und der Servietten.





Bei der Essenausgabe für die Schauspieler und das technische Personal be-
lauschte unser Fotograf den sechzehnjährigen Karl-Heinz aus Boppard am Rhein.

„Steward“ auf dem Filmschiff

In diesen herbstlichen Tagen kreuzte auf dem Rhein zwischen der Lorelei und Boppard ein Schiff ganz besonderer Art. Überall wo es anlegte, kam es zu einem Menschaufmarsch, und die Leute, die von dem Schiff kamen, hatten Mühe, heil in die am Ufer wartenden Wagen zu gelangen.

Außerlich sah man dem Schiff nichts Besonderes an. Es war ein ganz normaler Tanker. Allerdings hatte ein schwerer Ponton der Bundeswehr mit vielen Maschinen und großen Scheinwerfern an Bord an seiner Längsseite festgemacht. Bald hatte es sich in den kleinen Dörfern am Mittelrhein herumgesprochen, daß dort auf dem Wasser ein Film gedreht werde.

Diese Nachricht ließ auch den sechzehnjährigen Karl-Heinz aus Boppard nicht ruhen. Da mußte er an Bord. Und es gelang ihm tatsächlich, sich an den

Regieassistenten heranzumachen. Sprachschwierigkeiten gab es für Karl-Heinz nicht, da er auf dem Gymnasium Englisch gelernt hatte.

Das Unerwartete geschah: Man engagierte den Jungen für 50 DM in der Woche als „Steward“. Er muß das Essen ausgeben, muß Geschirr spülen, muß kleine Handreichungen machen und wirkt als Statist mit.

Karl-Heinz kennt „sein“ Schiff natürlich ganz genau und ist auch gut Freund mit den Stars. Da ist an erster Stelle O. W. Fischer; dann die rassige Chansonsängerin Juliette Gréco, Marius Goring und nicht zuletzt die bekannte englische Schauspielerin Muriel Pavlow.

Unser Reporter war einen ganzen Tag zu Gast auf dem Filmschiff, auf dem der Rank-Film mit dem Arbeitstitel „Lorelei“ entsteht, und Karl-Heinz war ein vortrefflicher Führer!



Als Double von Juliette Gréco wurde eine junge Dame aus Berlin für die schwierigen Aufnahmen verpflichtet.



Star an Bord war O. W. Fischer, der einen biederen Rheinschiffer spielt.



Juliette Gréco hat erst wenige Filme gedreht. Ihre beliebten Schallplatten aber gingen bereits um die ganze Welt.

die kleine



ZB

die kleine

ZB

Unvorsichtig

Texasbar. „Hallo Baby“, näselte der Fremde und tätschelte der Barfrau das Kinn. Noch ehe der Pulverdampf von 18 Colts sich verzogen hatte, gingen zwei Stammgäste hinaus, um ein Grab zu schaufeln.

Nerven

„Nicht doch, mein süßes Blondchen“, brummte der Gangsterboß gutmütig, als er seiner Geliebten mit einer vorsichtigen MPI-Salve ein Fläschchen aus der Hand schob. So kam das Zyankali nicht in sein Whiskyglas.



Vorsicht

Lehmans Hausangestellte wollte heiraten. Am Tage vor der Hochzeit kam sie zu Lehmann: „Dies sind meine Ersparnisse, Herr Lehmann“, sagte sie. „Möchten Sie die nicht bitte künftig für mich aufbewahren?“

Lehmann schüttelte den Kopf. „Aber wieso denn? Was soll ich mit Ihrem Geld? Sie heiraten doch jetzt!“

„Ja eben“, sagte Minna eifrig nickend. „Jetzt, mit einem Fremden bei mir zu Hause, kann ich doch nicht all das Geld dort liegenlassen.“



„Lokales“

Schon dreimal war der dicke Mann durchs Fenster der Kneipe geflogen.

„Es gibt doch noch mehr Kneipen, warum wollen Sie denn unbedingt in diesen miesen Laden?“ fragte ein Passant.

„Ich muß ja“, ächzte der Dicke. „Ich bin doch der Wirt.“



Der Grund

Ein amerikanischer Theologe von Ruf, der sich ein behagliches Leben hätte leisten können, wohnte bis zum Ende seines Lebens wie ein Asket in einer engen Dachkammer. Eines Tages fragte ihn ein Freund, warum er denn nicht eine angenehmere Wohnung beziehe.

„Tja“, meinte der fromme Mann, „die Sache ist so. Hier wohnt niemand über mir, außer Gott. Er ist zwar ständig am Werk, aber er macht keinen Lärm.“



Arbeitsteilung

„Mein Mann und ich haben jetzt ein gemeinsames Bankkonto.“

„Ist das praktisch?“

„Und ob! Er zahlt immer ein, und ich hebe ab.“

Die Kunst dem Volke

Der Koloratursopran hatte die Bravourarie auf allgemeinen Wunsch bereits dreimal wiederholt. Wieder klatschten die Leute wie toll.

„Warum bloß?“ seufzte Quille gequält. „Ihr Gebiß wackelt so schön“, raunte sein Nachbar.

Ärger um einen Preis

Einen Fernsehapparat lieferte in der italienischen Provinzstadt Castrone ein durchreisender Händler zu einem Fußballturnier als Preis für die siegreiche Elf aus. Er hatte das Gerät zum Großhandelspreis günstig erworben. Nach der Überprüfung und der Probevorführung des guten Markengeräts packte der Händler den Apparat „zur Schonung“, wie er sagte, in seinen Lieferwagen und stellte ihn dann gut verschnürt beim Vereinswirt unter; kasierierte den Kaufpreis, bekam gratis ein gutes Mittagessen und fuhr davon.

Schweißtriefend kämpften anschließend 14 Mannschaften um den Turniersieg. Der Apparat sollte im Vereinslokal der besten Elf aufgestellt werden. Da lohnte sich schon ein harter Einsatz im Spiel. Gesamtsieger wurde schließlich die Fußballelf von San Vastoro. Überaus vorsichtig schleppte der glückstrahlende Mannschaftskapitän den schweren Karton herbei, öffnete ihn und zog einen riesigen Kürbis heraus.

Die erbosten Turniersieger kamen sehr bald darauf, daß der Händler ein raffinierter Gauner war, der auf seinem Wagen die Kartons vertauscht hatte und mit dem bereits bezahlten Apparat wieder davonfuhr. Dem Verein von Castrone, der das Turnier ausgerichtet hatte, verblieb zur Übergabe an den

Sieger also nur ein Kürbis. Aber auch ihn nahm man der Elf von San Vastoro wieder ab. Es stellte sich nämlich zu alledem noch heraus, daß das Prachtexemplar von Kürbis dem Vereinskassierer in Castrone in der Nacht zuvor aus dem Garten gestohlen worden war.

Volkspolizeiliches

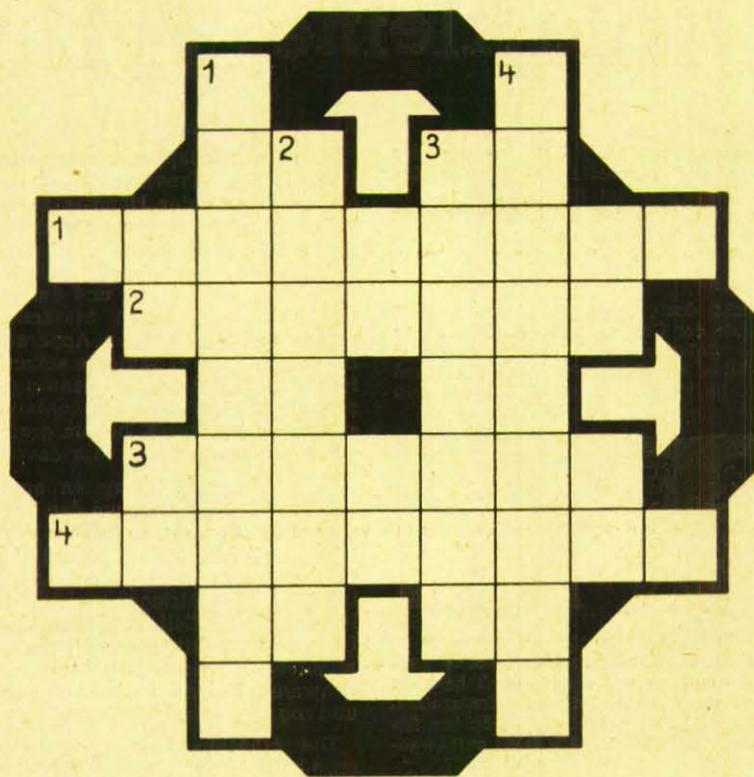
Ausgesprochen „scharf“ auf Westmark ist die Volkspolizei am Grenzübergang Wartha (Thüringen). Typisches Beispiel hierfür sind folgende Fälle:

Bei der Rückfahrt ins Bundesgebiet wurde ein Aschaffener Fliesenleger in Wartha festgenommen und durchsucht. Man warf ihm vor, daß er ohne besondere Genehmigung von Plauen aus noch nach Altenburg zu Verwandten gefahren war. Als sich bei der Durchsuchung am Schlagbaum in seinem Wagen zwei kleine, „drüben“ geschenkte Porzellanfiguren fanden, wurde sofort eine Strafe von 600 Westmark festgesetzt. Erst nach der Beschaffung des Geldes gaben die Grenzwachter den Wagen des Westdeutschen heraus.

Vier Millionen Felle

Auf der 29. Internationalen Rauchwarenauktion in Leningrad, die zehn Tage dauerte, wurden rund vier Millionen Felle verkauft. Etwa 150 Vertreter ausländischer Firmen aus 19 Ländern tätigten Abschlüsse für Polarfüchse, Nerz, Zobel, Hermelin, Kolinski, Bisam, Karakul, Breitschwanz und andere Pelze. Außerdem erwarben viele Geschäftsleute Teppiche sowie Roßhaar und Borsten. Große Warenposten kauften vor allem Vertreter von Firmen aus den USA, Kanada, Großbritannien, Frankreich, Schweden, der Bundesrepublik, Belgien und Jugoslawien. Den ersten Posten der Auktion — 175 Felle des jakutischen Polarfüchses — ersteigerte ein Warenhausbesitzer aus Essen.

Magische Figur

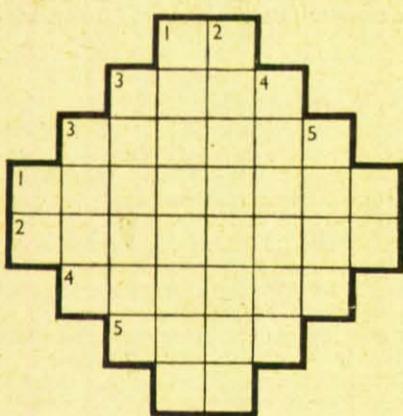


a a a a a a a a, b b, d d, e e e e e e e e, g g, i i, k k, l l l, m m, n n n n, o o, r r r r, s s s s, t t, z. — Die Buchstaben ergeben, richtig eingesetzt, waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter folgender Bedeutung: 1. Flaschenkürbis, 2. Abtrünniger, 3. Vorratshaus, 4. Gestalt aus der „Fledermaus“ von Strauß.

SILBENRÄTSEL

a — an — ban — bi — biß — chri — da — den — der — di — do — ei — er — er — fa — fel — ge — gott — i — i — im — lau — le — li — log — mie — mütz — na — ne — ne — ne — nek — ni — nie — o — ol — pel — pez — re — re — ro — run — sa — sam — so — sung — ta — tar — te — te — to — tra (ch = 1 Buchstabe). — Aus diesen Silben sind 22 Wörter folgender Bedeutung zu bilden, deren erste und dritte Buchstaben, von oben nach unten gelesen, einen Luftschutzmerksatz ergeben. 1. Stadt in Schlesien, 2. Zierstrauch, 3. griechische Friedensgöttin, 4. Waschmittel, 5. Salböl aus Olivenöl und Balsam, 6. Zins, 7. kurze Mahlzeit, 8. Stierkämpfer, 9. geometrische Figur, 10. Oper von Verdi, 11. Badestrand von Venedig, 12. Frauennamen, 13. altrömische Monatsmitte, 14. Blütensaft, 15. Zwiegespräch, 16. Fehlos, 17. Stadt in Mähren, 18. männliches Haustier, 19. Unterrichtsgerät, 20. Stadt in Nordspanien, 21. Heilung, 22. Blasinstrument.

Magische Figur



Aus den Buchstaben a — a — a — a — a — a — e — e — e — e — a — a — a — b — b — b — e — e — e — h — i — i — i — i — i — i — k — k — l — l — m — m — n — n — n — n — r — r — r — r — r — r — t — t — t — sind, waagrecht und senkrecht gleichlautend, Wörter nachfolgender Bedeutung zu bilden: 1. Roheit, 2. Steppe in Südafrika, 3. Dienstgrad der Marine (vierbuchstabiges

Wort) — Zauberer der keltischen Sage (sechsbuchstabiges Wort), 4. Hauptstadt von Albanien, 5. Nebenfluß des Tiber.

Rätsellösungen aus Nr. 20

Kreuzwörterrätsel Waagrecht: 1. Der, 4. Arrak, 8. Raster, 13. Idee, 15. Aargau, 18. Perä, 19. Nes, 23. ein, 24. Griechen, 25. Gitarren, 26. Id, 28. Helm, 29. Oder, 31. Boss, 33. Leber, 36. Asche, 38. Allee, 39. Rehe, 40. Niet, 41. Sturm, 43. Alibi, 45. Orta, 46. Asbest, 48. Uzun, 50. Hetze, 52. Sago, 56. Braun, 59. Veit, 61. Amor, 63. Ichform, 70. Roer, 71. Kroki, 72. Eos, 73. Sir, 74. Nil, 75. Alemannen.

Senkrecht: 1. Dingl, 2. Eder, 3. Resl, 5. Rache, 6. Rahel, 7. Art, 8. Rust, 9. Sperre, 10. Teer, 11. Erie, 12. Ranne, 14. Ewers, 16. Gig, 17. Agio, 21. Ichneumon, 22. Tael, 27. Dose, 30. Beet, 31. Barsol, 35. Register, 37. Hera, 38. Anaa, 42. Truhe, 44. Bezirk, 47. Senf, 49. Ostern, 50. huhu, 51. Avers, 53. Aul, 54. Gabel, 55. Omsk, 57. Ricke, 58. Achim, 60. Iser, 62. Otra, 64. Ozon, 65. Main, 66. Goi, 68. Sol, 69. ten. — Der wichtigste Schutz — bleibt Selbstschutz.

Gleichung: a = Georgien, b = Oranien, c = Oran, d = Simrock, e = Rock, f = Hammel, g = Ham, x = Georg Simmel (geb. 1. März 1858).

Schauinsland schaut in die Sonne

Fortsetzung von Seite 5

licherweise ungünstig auf die Meßgenauigkeit aus.

Eine zweite Schwierigkeit entsteht dadurch, daß die Radiostrahlungsausbrüche, also die Bursts, oft so plötzlich erfolgen und von so kurzer Dauer sind, daß ein genügend genauer Zeitvergleich zwischen den verschiedenen Radioobservatorien nur schwer durchzuführen ist.

Deshalb blieb die Natur der Radiobursts zunächst völlig im Dunkel. Bis dann diese Tatsachen J. P. Wild in Australien vor etwa zehn Jahren auf die Idee brachten, mit einer einzigen Empfangsanlage einen großen Wellenlängenbereich zu überstreichen. Er hängte dazu einen Elektromotor an den Abstimmknopf seines UKW-Empfängers und ließ zweimal in der Sekunde die ganze Wellenskala durchlaufen. Damit hatte er den ersten Radiospektographen der Welt geschaffen.

Ganz so einfach, wie es sich anhört, ist es natürlich nicht, vor allem dann, wenn man bei ausreichender Meßgenauigkeit einen großen Wellenbereich erfassen will. Es werden dann die höchsten technischen Ansprüche an die Empfangsanlage gestellt. So blieb das australische Gerät lange Zeit das einzige.

Doch jetzt konnte auch bei uns im Fraunhofer-Institut bei Freiburg/Br. dank der Unterstützung durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft ein Radiospektograph errichtet werden, und zwar auf dem 1250 Meter hohen Schauinsland. Als einziges Gerät seiner

Art in Europa ist es für alle anderen europäischen Sonnenbeobachter von großem Interesse.

Das überstreichbare Wellenband unseres Gerätes reicht von 1,80 bis 6,25 Meter (165... 48 MHz). Für diesen Bereich, der in sechs Kanäle aufgeteilt ist, werden sechs Breitband-Dipolantennen benötigt. Die Antennen sind nebeneinander auf einer kräftigen, 30 Meter langen Stahlbrücke montiert, damit sie der rauen Witterung standhalten können. Da sie ständig auf die Sonne gerichtet werden sollen, können sie um eine waagerechte Achse gekippt werden. Außerdem läßt sich die ganze Stahlbrücke karussellartig drehen. Die vier Stützarme, die die Brücke tragen, laufen nämlich auf Rädern, die von einer kreisförmigen Schiene geführt werden. Durch die Dreh- und Kippmöglichkeit lassen sich die Antennen auf jeden Punkt des Himmels richten.

Als Fundament dient ein halbfertiger gemauerter Turm mit „Geschichte“. Er war 1944/45 errichtet worden, um eine große Kuppel zu tragen, die das Fernrohr aufnehmen sollte, das Hitler für Mussolini zu dessen Befreiung (1943) in Jena bauen ließ. Weil aber Rom (wo es ursprünglich aufgestellt werden sollte) inzwischen besetzt worden war, sah man den Schauinsland als Aufstellungsort vor. Doch der Krieg bereitete auch diesem Plan ein vorzeitiges Ende. Die Russen erbeuteten das Fernrohr in Jena und brachten es nach Leningrad, wo es heute in Benutzung ist. Die große Kuppel jedoch wurde von den Italienern beansprucht und abtransportiert. (Fortsetzung folgt)

Okkasion

Eine heitere Geschichte von Jo Hanns Rösler

Großer Räumungsverkauf bei Schleuderer & Ramsch. Teppiche. Gardinen. Ein Schild hängt im Fenster:

„Die einmalige Okkasion! Die große Gelegenheit! Wir räumen! Alles weit unter Einkauf! Brutal herabgesetzte Preise! Auf Barzahlung Rabatt. Leicht angestaubte Ware bis 50 Prozent ermäßigt.“

Ein Kunde betritt den Laden. Er sagt: „Zeigen Sie mir etwas mit 50 Prozent Rabatt!“

Schleuderer bringt einen blassen Teppich.

„Echt?“
„Ja. Echt Velour.“

An den Kanten fressen die Motten. Sie fressen in der dritten Generation. Der Kunde studiert den Preiszettel.

„Davon gehen dann 50 Prozent ab?“
„Ja“, sagt Herr Schleuderer, „Sie bekommen das gute Stück zum halben Preis.“

„Gekauft.“
Der Kunde tritt zur Kasse. An der Kasse sitzt Ramsch. Er nimmt den Kassenzettel.

„Alles nach Wunsch bekommen?“ fragt er.

„Ja. Mit 50 Prozent Rabatt.“
„Sie kaufen bei uns überaus günstig.“
„Ich will es hoffen“, sagt der Kunde und deutet auf ein Schild neben der Kasse, „bei Barzahlung 10 Prozent Rabatt?“

„So ist es, mein Herr. Bargeld lacht.“ Herr Ramsch lacht mit.
„Kleinrentner haben bei Ihnen zehn Prozent Sonderrabatt?“

„Haben Sie einen Ausweis?“
Der Kunde zeigt seinen Ausweis. Er legt einen Liebesbrief daneben.
„Als Bräutigam Ihres Bürofräuleins 10 Prozent Hausrabatt?“
„Sie sollen ihn haben.“

„Der Kunde nickt zufrieden. Er greift erneut in die Tasche und zieht weitere Ausweise hervor.“

„Außerdem bin ich noch in der Friedenspartei, im Rundfunkhörerverband, im Klub der Vespafreunde, im Kunst- und Kultur-Kreis, im Kleinkaliberschützenverein, bei der Freiwilligen Feuerwehr und in der Liga der Schrebergärtner“ sagt er, „macht nach Ihren Inseraten in unseren Verbandszeitungen sieben mal fünf Prozent Sonderrabatt... mit obigen dreimal 10 Prozent und den 50 Prozent für den Staub... macht zusammen 115 Prozent.“

Herr Ramsch nickt freundlich: „Bitte sehr, mein Herr! Sie brauchen also nichts zahlen und bekommen noch zwanzig Mark heraus. Hier sind sie. Vielen Dank!“

Der Kunde marschiert mit dem Teppich ab. In der Tür bleibt er stehen. Er kommt noch einmal zur Kasse zurück und fragt: „Rabattsparmarken geben Sie nicht?“

10 Wochenraten
zu 3,69

Blouson-Kombi, Strukturgewebe, reseda oder sand, Gr. 48-41,90; Gr. 44-46 = 38,90; Gr. 42-40 = 36,90

Idealer Gemeinschafts Kauf für Bestellergruppen

- keine Vorauszahlung
- portofreie Lieferung
- volles Rückgaberecht.

Katalog kostenlos mit mehr als 1000 preisgünstigen Artikeln.

VERSANDHAUS Nordland ABT. K 278 OSNABRUCK



SCIENCE FICTION CLUB EUROPA

Die größte Buch- und Interessengemeinschaft der Welt für alle SF-Freunde

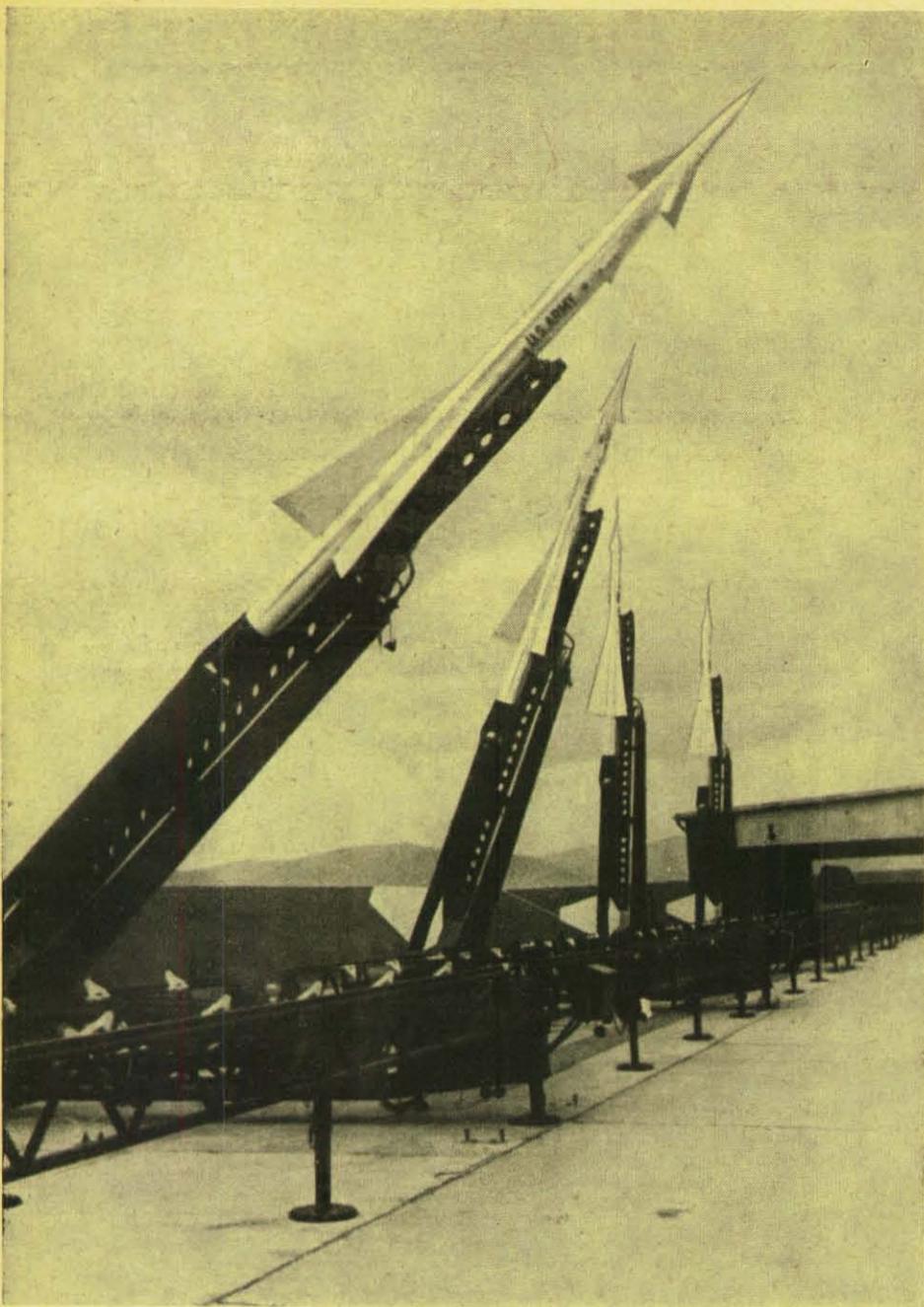
bietet mehr: Bezug aller utopisch-wissenschaftlichen Literatur mit z. T. bis zu 70% Rabatt im SF-Buchclub. Gedankenaustausch und Briefwechsel nach allen Mitgliedsländern und Obersee im SF-Fanclub. Und dazu monatlich die inhaltsreiche Clubzeitschrift **BLICK IN DIE ZUKUNFT**

Lassen Sie sich noch heute unverbindlich Informationsmaterial senden durch
SCIENCE FICTION CLUB EUROPA • AUGSBURG • GESUNDBRUNNENSTRASSE 17

Nike fegt den Himmel sauber

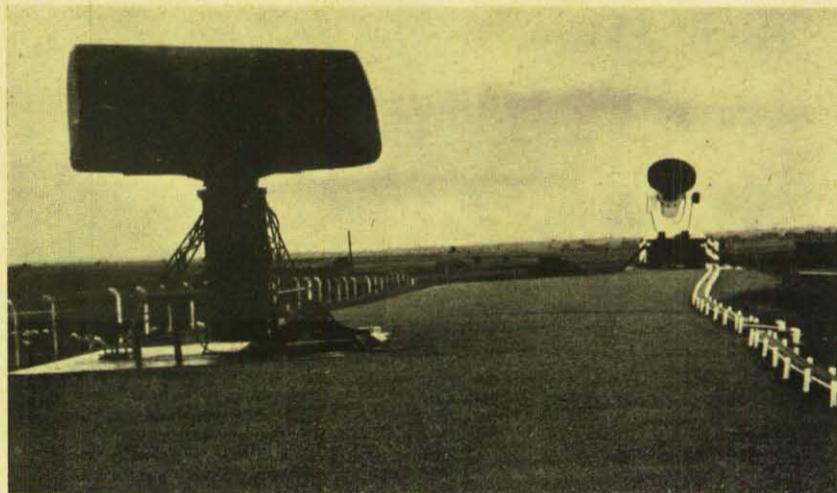
Die „Siegessäule“ ist 45 Sekunden nach Alarm feuerbereit

Tag und Nacht, Stunde um Stunde tasten die langgliedrigen „Finger“ der Radargeräte den Himmel ab. Jeder Flugkörper in der Luft wird registriert und auf durchsichtige Luftlagekarten übertragen. Ist ein solches Objekt nicht gleich zu identifizieren oder sollte es sich als Feindflugzeug herausstellen, ergeht sofort Alarm an die in der Bundesrepublik stationierten amerikanischen Nike-Bataillone. Innerhalb von 45 Sekunden ist die nach der griechischen Siegesgöttin benannte Luftabwehrrakete feuerbereit. Doch noch ist es nicht soweit. Erst muß der Gegner in den Wirkungsbereich der Nike-Batterie kommen. Fliegt ein Bomberpulk in diese Zone ein, so haben komplizierte elektronische Rechenmaschinen schon längst Kurs, Geschwindigkeit, Höhe, Abtritt, Vorhaltewinkel usw. ausgerechnet. Diese Daten werden automatisch — schneller als Menschen es könnten — an die Feuerleitgeräte übermittelt und — das Schicksal der Bomber ist besiegelt!



„Raketen 1 und 2 feuerbereit!“ Automatisch erheben sich die Lafetten mit den schlanken 6 m langen Nike-Raketen, bis sie senkrecht in den Himmel zeigen. Auf einen Knopfdruck im 1000 m entfernten Kommandowagen hin könnte das erste Geschöß starten.

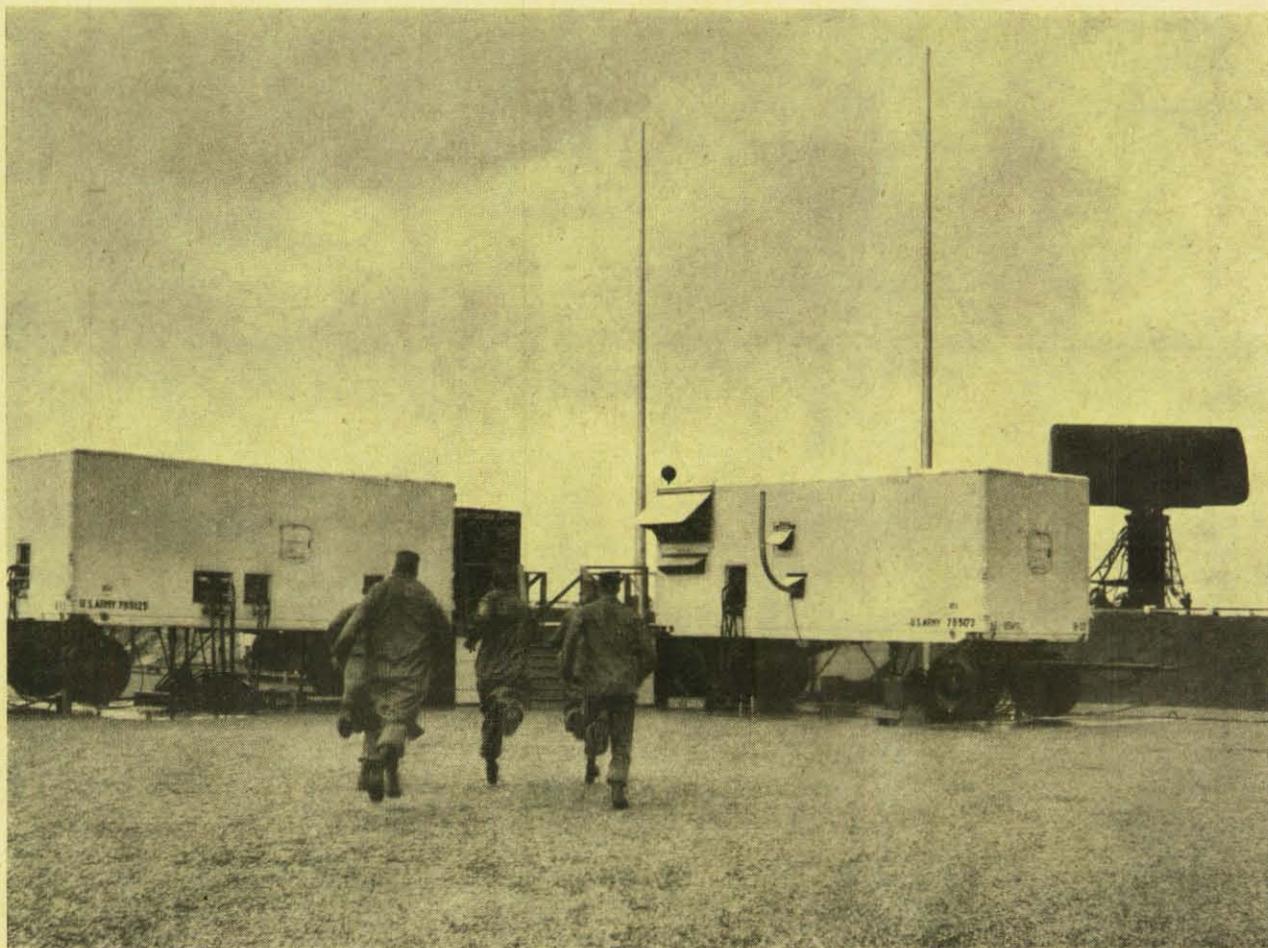
Wie der Kopf eines Hammerhais wirkt die Radarantenne der Nike-Batterie. Sie ist jedoch scharfgesichtiger als der Räuber der Meere. Das Gerät hat eine Reichweite von 80 km und kann die Daten einfliegender Maschinen selbst errechnen.



Enorme Werte hat die amerikanische Armee in diesen Kommandowagen investiert. Vollgepropt mit elektronischen Geräten aller Art, dürfen diese Wagen nur von langjährig geschulten Spezialisten betreten werden. Auch die Ausbildung an den Geräten ist kostspielig.



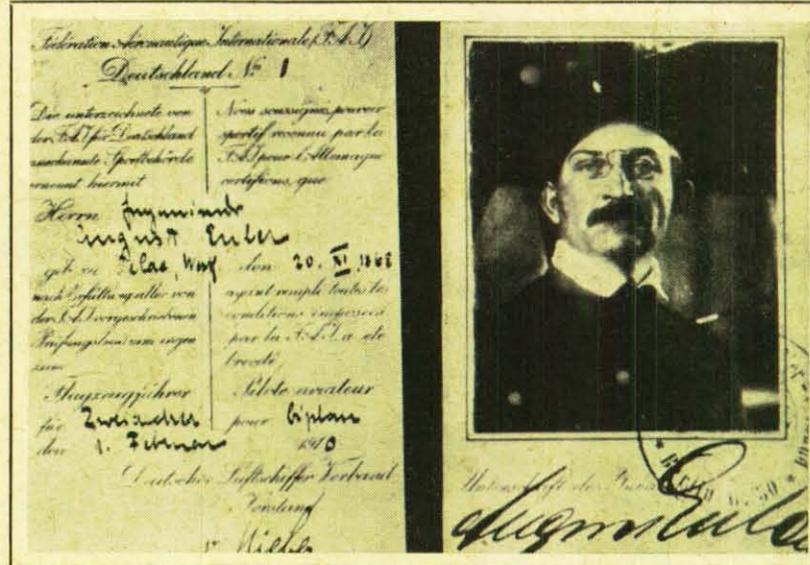
Im Kommandostand der Batterie laufen alle Fäden zusammen. Kurs, Geschwindigkeit, Höhe, Vorhaltewinkel, Abtritt usw. jedes Flugkörpers werden vollautomatisch von elektronischen Geräten errechnet. Dem Menschen bleibt als Aufgabe, die Dinge zu überwachen.



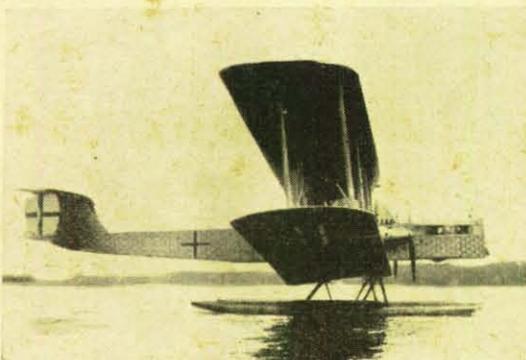
Bomben aus der



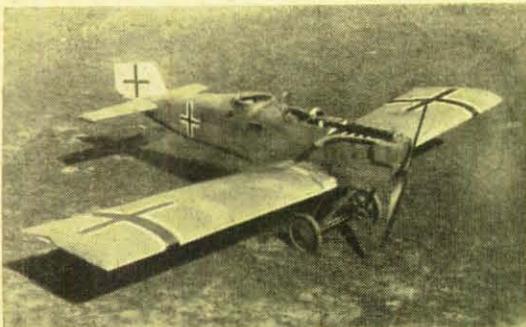
Hatten sich die „Aviatiker“, wie man die Piloten zu Beginn der Fliegerei auch nannte, anfänglich mit Pistolen und Karabinern beschossen, gab man ihnen jetzt bessere Waffen in die Hand. Der Jagdeinsitzer wurde geboren, der mit starren Maschinenwaffen ausgerüstet, nicht nur den gegnerischen Flugzeugen gefährlich wurde, sondern auch wirksam in den Erdkampf eingreifen konnte. Neue Flugzeugtypen, die Bomben mit sich führen konnten, wurden gebaut und leiteten eine neue Entwicklung ein.



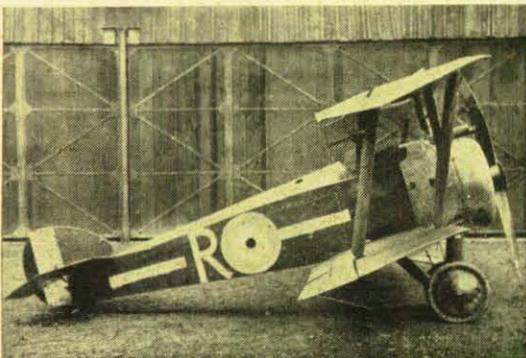
Deutschlands Luftfahrer Nr. 1 war August Euler. Unser Bild zeigt den ersten an einen Flugzeugpiloten ausgestellten Flugzeugführerschein, der — kurioserweise — noch vom Deutschen Luftschifferverband ausgestellt wurde.



Fest ineinander verbissen hatten sich diese Gegner während eines Luftkampfes über der Westfront. Beide waren sich ebenbürtig an Schneid wie an fliegerischem Können. Da ging die Munition aus. Als Letztes blieb: Den Feind zu rammen.

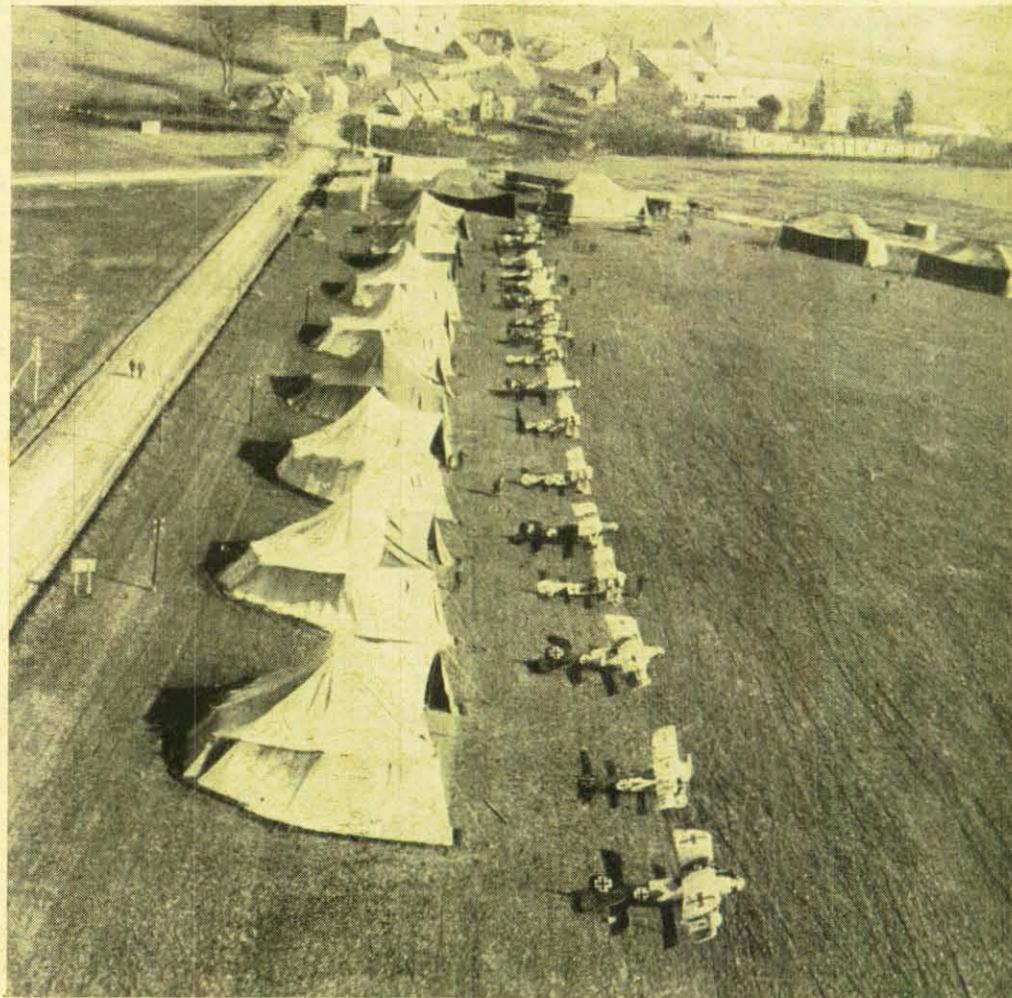


◀ **Das Riesenflugzeug der Zeppelinwerft Staaken** wies mit seiner Spannweite von 42,20 m auch für heutige Begriffe große Dimensionen auf. Das 1918 gebaute Flugzeug war mit vier 260-PS-Motoren ausgerüstet, für die Kriegsmarine bestimmt.



◀ **Großes Aufsehen an der Front** rief dieses erste Ganzmetallflugzeug hervor, das 1918 von den Junkerswerken gebaut wurde. Die Junkers CL I (J 10) war ein zweiseitiger Aufklärer und hatte einen 160-PS-Motor, der eine Zweiblatt-Luftschraube trieb.

◀ **Auch die Gegenseite war nicht müßig.** Diese englische Sopwith Camel war eines der erfolgreichsten Jagdflugzeuge des ersten Weltkrieges. Unser Bild zeigt ein 1917 gebautes Muster, das einer Marine-Nachtjagdstaffel angehörte.



Ein Feldflugplatz an der Westfront, März 1918. Eine plangeschleifte Wiese, ein ebener Sturzacker, Zelte, die als Hangars dienen: das war die Umgebung des Jagdfliegers während des ersten Weltkrieges. Gestartet wurde gegen den Wind. Startrichtung war: geradeaus. Dies alles konnte man den damals geflogenen Albatros-Jägern D Va und den berühmten Fokker-Dreieckern zumuten.

Hand

Nach den ersten Luftkämpfen zwischen feindlichen Flugzeugen erkannte man sehr bald die Unzulänglichkeit der Bewaffnung mit Karabinern und Pistolen. Die Maschinen wurden mit starr eingebauten Maschinengewehren ausgerüstet, die sich auch zur Bekämpfung von Erdzielen eigneten.

Frankreich war es, das hier bahnbrechend wirkte und mit dem Bau der Jagdeinsitzer Nieuport Bébé und Morane Parasol eine neue Entwicklung im militärischen Flugzeugbau einleitete.

Diese beiden Typen wiesen schon die auch noch heute im Bau von Jagdflugzeugen gebräuchlichen Prinzipien auf.

Parallel zur Längsachse des Flugzeugs waren starre Maschinengewehre eingebaut, die entweder am Propellerkreis vorbeifuehrten oder mittels einer besonderen Vorrichtung durch den Luftschraubenkreis schossen. Als Schutzvorrichtung gegen Beschädigung des Propellers war ein Ablenkblech an den Luftschraubenflügeln angebaut. Diesen etwas primitiven Behelf verbesserte Fokker durch Synchronisierung des Motors mit den Maschinengewehren.

Die deutschen Aufklärungsflugzeuge dieser Zeit waren gegen die Jagdflugzeuge der Alliierten machtlos. Erst mit dem Auftauchen des Fokker Dreideckers und neuartigen Aufklärern wurde die Überlegenheit des Gegners wieder ausgeglichen.

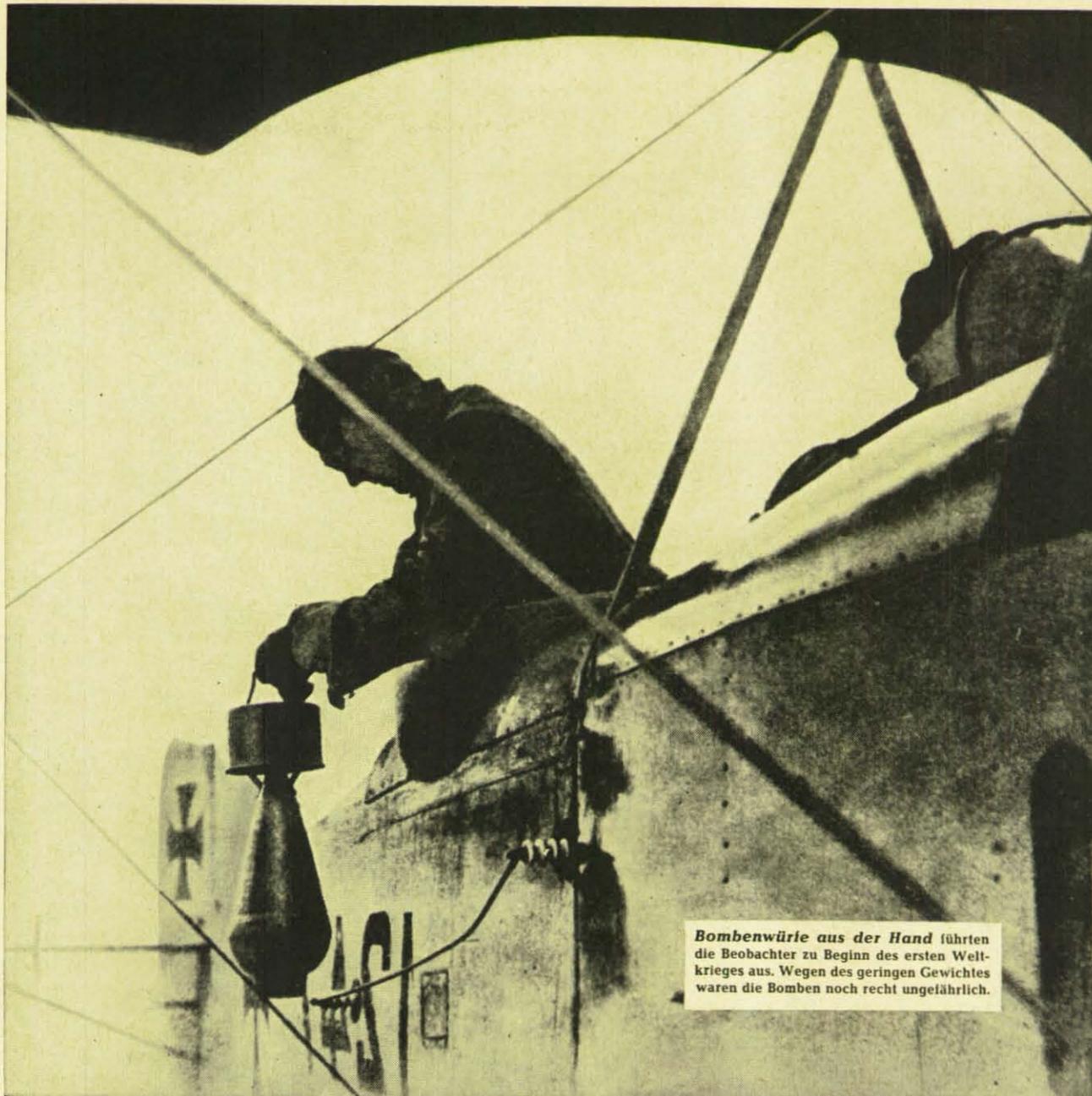
Der Bomber entsteht

Doch nicht nur das Jagdflugzeug, auch der Bomber verdankt seine Entstehung den durch den Stellungskrieg gegebenen besonderen Kampfbedingungen.

Beide Gegner hatten nach Erstarrung der Front riesige Munitionsdepots hinter den eigenen Linien eingerichtet.

Auch größere Truppenverbände wurden in diesem Raum dicht hinter der Hauptkampflinie zusammengezogen, wo sie außerhalb der Reichweite der feindlichen Artillerie lagen. Diese Umstände führten zwangsläufig zur Entwicklung eines Angriffsmittels, das die Reichweite der Artillerie übertraf und auch diese Ziele wirksam bekämpfen konnte. Außerdem wurde der Gegner dadurch gezwungen, seine Bereitschaftsstellungen weiter nach hinten zu verlegen, was sich auf den Nachschub erschwerend auswirken mußte.

Schon Ende 1914 standen brauchbare Fliegerbomben von etwa 3,5 kg Gewicht zur Verfügung, die jedoch mangels Ziel- oder Abwurfvorrichtungen mit der Hand einfach über Bord geworfen wurden und verhältnismäßig wenig Schaden anrichteten. Zu Beginn des Jahres 1915 wurden einige Aufklärungsflugzeuge zwar mit einfachen Abwurfvorrichtungen ausgerüstet, konnten aber wegen ihrer beschränkten Zuladung nur eine Bombenlast von 10–20 kg befördern. Gegen die im ersten Weltkrieg zu bekämpfenden Ziele waren diese kleinen Bomben jedoch wirkungslos. Darum ging man auf beiden Seiten dazu über, Flugzeuge als reine Bombenträger zu bauen. Der Fortschritt in der Konstruktion von Bombenflugzeugen wird am besten durch die Tatsache verdeutlicht, daß die Bomber zu Beginn des Jahres 1916 nur eine geringe Reichweite besaßen. 1918 betrug die durchschnittliche Reichweite schon 800 km, was einem



Bombenwürfe aus der Hand führten die Beobachter zu Beginn des ersten Weltkrieges aus. Wegen des geringen Gewichtes waren die Bomben noch recht un gefährlich.

Angriffsradius von rund 300 km entspricht.

Um nicht nur die nahe der Front gelegenen taktischen Ziele wirksam bekämpfen zu können, sondern auch das Hinterland in seiner kriegswichtigen Produktion empfindlich zu stören, wurden in Deutschland wie auch bei den Alliierten „Riesenflugzeuge“ hergestellt. Ein von der englischen Firma Handley Page gebauter zweimotoriger Doppeldecker wäre schon damals in der Lage gewesen, mit einer Bombenlast von der Westfront nach Berlin und wieder zurückzufliegen.

Die durchschnittliche Bombenlast stieg von etwa 200 kg im Jahre 1916 bis auf 600–1000 kg im Jahre 1918. Bei den Riesenflugzeugen betrug die Bombenzuladung schon bis zu 3000 kg Höchstlast.

Auch die Geschwindigkeit wurde immer weiter erhöht. Sie stieg von 100 km/h zu Anfang des Krieges bis auf 140 km/h; die Gipfelhöhe stieg von rund 1000 m auf 4000 m.

Neben diesen rein flugtechnischen Verbesserungen wurde auch die Abwehrbewaffnung weiter entwickelt. In den letzten beiden Jahren des ersten Weltkrieges waren die Bomber mit Maschinengewehren im Rumpfbug, in Rumpf-Ober- und Unterseite bestückt, so daß ein großes Schußfeld bestrichen werden konnte.

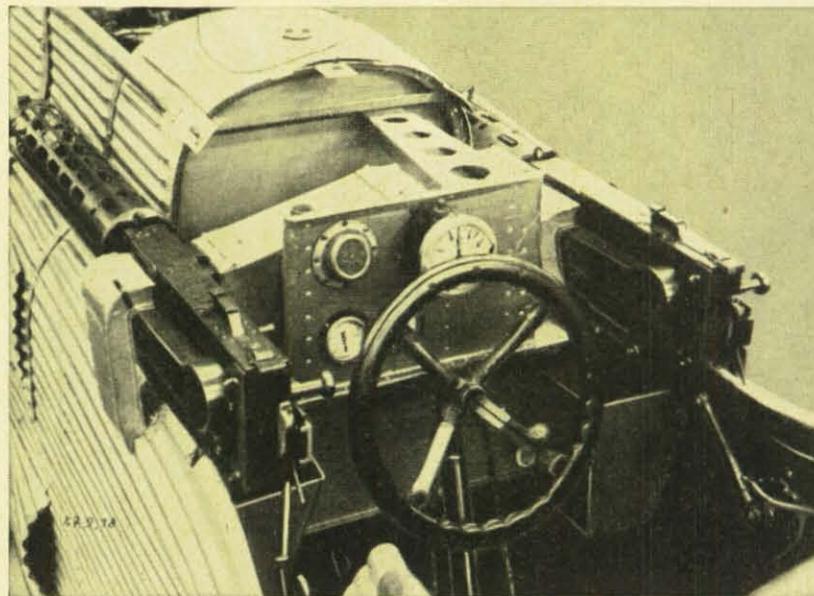
Schon in dieser Zeit wurde immer stärker der Zug erkennbar, die Flugzeugwaffe nicht nur für taktische Erkundungszwecke einzusetzen, sondern auch zum strategischen Potential werden zu lassen. Die Angriffe beider Seiten auf die gegnerische Kriegsproduktion in der Heimat führten zu der Forderung nach Flugzeugen mit hoher Zuladung, großer Reichweite und starker Abwehrbewaffnung. Wie diese Ziele verwirklicht wurden, schildern wir in unserer nächsten Ausgabe.



Ein nicht zu verachtender Gegner war die französische Nieuport 11. Unser Bild zeigt eine zur Landung gezwungene Maschine, die dann übernommen wurde.



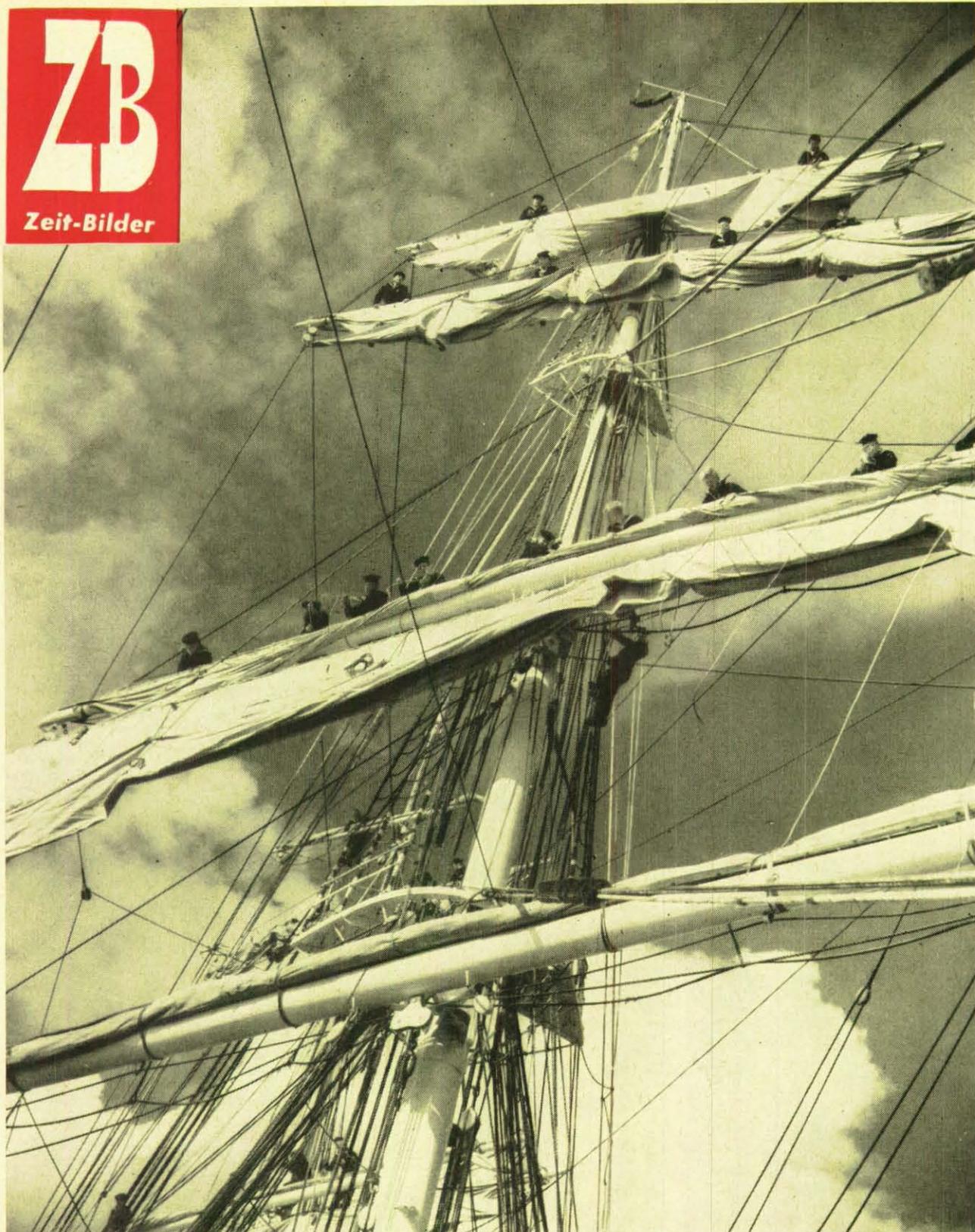
Bei ihren Gegnern gefürchtet war die deutsche Albatros D III. Der Jagdeinsitzer kam 1916/17 an die Front und war mit einem 160-PS-Motor ausgerüstet.



Recht unbedeutend sah der Führersitz eines Flugzeuges des ersten Weltkrieges aus. Unser Bild zeigt den Waffen- und Führerstand eines Junkers J 11 Ganzmetall-Marine-Jagdflugzeuges. An der Seite, die starr eingebauten Maschinengewehre waren mit der Drehzahl des Motors synchronisiert und schossen durch den Schraubenkreis.

ZB

Zeit-Bilder



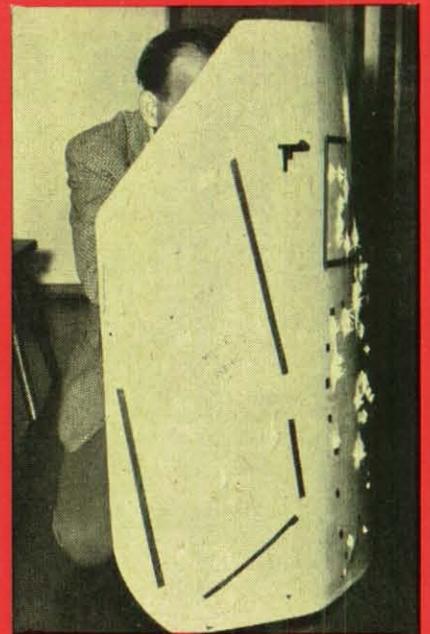
Ein kühles Herz und eiserne Nerven brauchen die jungen Matrosen, wenn die Herbststürme übers Meer brausen. Unser Bild zeigt das norwegische Segelschiff „Christian Radich“, das, 1937 gebaut und drei Jahre später von den Deutschen erbeutet, nach dem Krieg wieder an Norwegen zurückgegeben werden mußte.

ZB

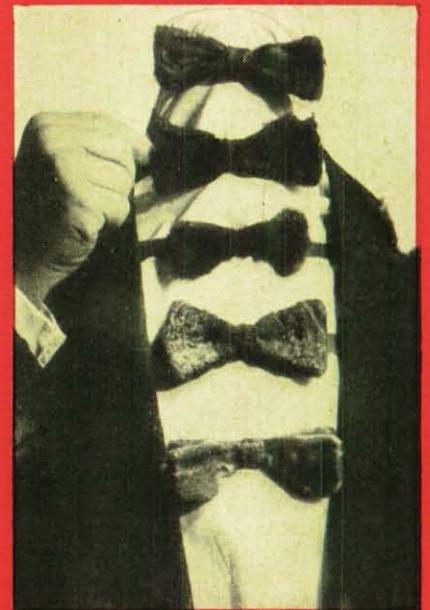
Inmitten einer ganzen Luftflotte kleiner, hochmoderner Düsenverkehrsflugmaschinen vom Typ Convair 800 zeigt sich hier eine hübsche englische Stewardess. Von den Modellen, die in England hergestellt werden, erhofft man sich ein gutes Exportgeschäft auf dem amerikanischen und europäischen Markt.



EINER HARTEN STRAPAZE unterzogen sich Sergeant Karst und Dr. Balke vom Luftmedizinischen Institut der US-Luftwaffe. Zehn Tage lang ertrugen die Männer in einer Kabine die Höhenflugbedingungen.



EIN SCHUTZSCHILD aus Kunststoff wurde von der Bremer Polizei erprobt. Der Schild widerstand den Geschossen. Im Unterschied zu den unbeliebten, allzu schweren Kugelwesten ist er ziemlich leicht.



DER NEUESTE SCHREI für die Herren tönt von Italien herüber: Halsschleifen aus verschiedenen Pelzen und in vielen Farben. Hier ein ganzer Satz! Natürlich wird nur jeweils eine der Schleifen getragen.